

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der Meierfritz und der Müllerhans

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Wochenstag nach der Walbkrücker Uhr, mäffet Ihr im Nebelstod auf der Nebelstodwirthin ihren Barometer schauen und der Doktor droben beim Kandelbauern auf seinen, und wenn Ihr dann die beiden Barometerstände mit einander vergleicht und dabei nicht vergeßt, die Abweichung im anfänglichen Barometerstände mit in Rechnung zu ziehen, so werdet Ihr einen Unterschied in den beiden Barometerständen finden, der Euch aus der Tabelle die Höhe des Kandels bis auf....."

"Bis auf den Zoll anzeigt", fiel der Bürgermeister triumphirend ein.

"Bis auf ein Fußer 50 mehr oder weniger richtig anzeigt", fuhr der Hinkende ganz ruhig fort, "denn das werdet Ihr begreifen, daß, um ganz genaue Höhenmessungen zu machen, man viel feinere und kostbarere Instrumente haben muß, als dem Wirth sein Barometer eines ist, und daß man auch Beobachter haben muß, die etwas feiner und exacter sind und nicht so viele Schoppen trinken, wie Ihr Bürgermeister und der Doktor Peter. Nun für Euch jedenfalls war die Barometermessung fein genug, und dem Kandel kommts auf 50 Fuß mehr oder weniger auch nicht an und die Hauptsache ist, Ihr habet einen Begriff von der Sache bekommen."

"Ja, das haben wir", sagte der Rathschreiber, "und von heute an schau ich das Barometer mit ganz andern Augen an, als bisher, obschon ich gemeint habe, im Barometerwesen sei ich durch und da könne mir keiner mehr etwas Neues sagen."

"So, und damit wollen wir für heute schließen", sagte der Hinkende und griff nach Hut und Stock. "Der Steffe-Marte ist schon lange durchgegangen und der Hansfrieder schläft den Schlaf des Gerechten. Gott befohlen und auf Wiedersehen das nächste Jahr."

Der Meiersritz und der Müllerhans.

Eine Erzählung, aus der man etwas lernen kann.

Man muß nicht glauben, daß der Hinkende immer das fröhliche Gesicht mache, wie auf dem Titelblatte seines Kalenders zu sehen ist, nein, auch ihm frießt Manches über die Leber, und Schweißfliegen summen ihm um die Ohren und machen ihn unwirth und griesgrämig; bei den reichen Leuten nennt man's Hypochondrie. Er läßt's aber nicht aufkommen und wenn er merkt, daß er unwirth werden will und verdrießlich, dann packt er seinen Bündel — 's ist gleich geschehen — und setzt sich ein paar Wochen irgendwohin, wo es kein kriechendes Gewürm giebt und keine Schweißfliegen, sondern einfache Menschen, eine gesunde kräftige Luft und einen guten ungetauften "Achter". Zum Beispiel in den goldenen Anker nach Buchenhain. Wunderselten, daß er bei solchen Ausflügen nicht seine alte Heiterkeit wieder findet, und als Dreingabe noch eine lehrreiche Geschichte für seinen Kalender mit nach Hause nimmt, auch zum Beispiel, wie aus Buchenhain. Die lehrreiche Geschichte aber, die der Hinkende bei seinem letzten Aufenthalt in Buchenhain aufgehabelt hat, will er jetzt dem geneigten Leser erzählen, bittet ihn jedoch dabei in dieser wahrhaftigen Geschichte Alles zu glauben, nur nicht, daß Buchenhain — "Buchenhain", daß der Meiersritz — "Meiersritz" und daß der Müllerhans — "Müllerhans" geheißen haben, denn die Geschichte ist erst vor ein paar Jahren passiert und das Städtlein steht noch und die braven Leute darin leben noch und möchten nicht gerne sehen, daß man sie im Kalender abdruckt. Nicht Jedermann kann's vertragen. Die Geschichte aber ist folgende:



on der, "Gänsewiese" her über die "Murrbrüde" mußte man in Buchenhain einmarschiren, wenn man das Städtchen gleich von vornherein von seiner vortheilhaftesten Seite kennen lernen wollte. Dem nicht nur befanden sich in dieser Straße, die "Friedrichsgasse" genannt, die schöne Kirche und gleich neben an der "Anker", sondern sie ward noch ganz besonders geziert durch ein großes, staatliches Haus, dessen Fenster sogar mit grünen Sommerläden versehen waren, ein Luxus, dessen sich kein anderes Gebäude des Städtchens zu rühmen hatte. Befah man sich aber das besagte staatliche Haus näher, so bemerkte man leicht, daß es eigentlich zwei Häuser waren, aber in allen ihren Theilen so gleichmäßig gebaut, daß sie nur Eines auszumachen schienen. Im Erdgeschosß des einen befand sich ein Bäckladen, gleich daneben in dem andern ein Fleischladen, und es war eigentlich sehr überflüssig, daß über beiden Läden auf ziemlich großen Schildern meisterhaft gemalte Brote und Semmeln einerseits, und andererseits die Conterseie besicater Würste und Schinken zu sehen waren, da sich die Originale hinter den Ladenfenstern selbst deutlich genug präsentirten und gewissermaßen ihre eigenen Anzeige- und Aushängeschilder bildeten. Weniger überflüssig aber war es, daß auf den Schildern auch die Namen der ehrenwerthen Meister zu lesen waren, und durch sie erfahren wir, daß der Bäckermeister, der die besten Brode buck auf vier Stunden im Umkreis "Hans Müller" und daß der Metzgermeister, dessen Bratwürste in der Residenz als ächte "Frankfurter" verpeist wurden, "Fritz Meier" hieß. In Buchenhain nannte man sie nach börtiger Sitte nur den "Müllerhans", und den "Meiersritz" und beide stunden damals so im Anfang der vierziger Jahre, hatten also jedenfalls das Schwabenalter hinter sich, wie wir sehen werden. Der Meiersritz war ein ziemlich langer, berbknöchiger, Mann, der beständig mit den Augen zwinkerte und zuweilen etwas in's Poltern und Stottern gerieth, der Müllerhans dagegen war untersekt und wohlbeleibt und hatte ein rundes, gutmüthiges Gesicht mit etwas stark hervortretender Unterlippe, wie es eigentlich jeder rechtschaffene Bäckermeister haben sollte. Beider Ehefrauen waren zwar keine Schönheiten, dafür aber recht rührige Hausfrauen, freundlich acaen die Kunden, obwohl nicht ohne einen gewissen

Stolz auf das blühende Geschäft ihrer Männer. Die Kinder — doch die werden sich im Verlauf der Geschichte selbst vorzustellen die Ehre haben.

Diese beiden Meister nun, der Meierfriz und der Müllerhans, waren — was unter Nachbarn nicht immer vorkommt, — recht herzliche Freunde, und zwar schon von frühesten Jugend auf. Als Söhne von Nachbarnleuten und fast zu gleicher Zeit geboren, waren sie schon als Kinder beinahe unzertrennlich gewesen. Der kleine Fritz hatte treulich mitgeschrien, wenn der kleine Hans Schläge bekam, und der kleine Hans hatte sein Milchbrod essen können, ohne es mit dem kleinen Fritz zu theilen. Als die Ruben mehr herangewachsen waren, waren sie noch weniger auseinander gekommen. Hatten die Jungen auf der Gasse „Kriegs“ gespielt und Frizschen Meier und Häschen Müller waren dabei, so waren sie sicher beide auf Einer Partei, bei den Deutschen oder bei den Franzosen, meistens aber bei den Deutschen, und wenn es Frizschen je einmal eingefallen zu den Franzosen überzugehen, gleich ward auch Häschen zum Verräther an dem deutschen Vaterlande. In der Schule hatten sie fast immer gleich viel gelernt oder gleich wenig, wie man will. So wenn zwei Sprüchelein ausgegeben waren, hat meist Fritz nur das eine gelernt und Hans das andere, und hat z. B. Fritz gedacht: „Was brauch' ich das andere? Das kann ja Hans, und das ist so gut, als ob ich's selber könnte.“ — Ihrer Väter Handwerk erlernend waren sie später zusammen hinausgewandert in die Fremde und hatten sich auch da so wenig als möglich von einander getrennt.

Als sie daheim Meister geworden waren und geheiratet hatten, wurde das freundschaftliche Verhältnis nur noch inniger und fester. Ihre Herzen waren so eng verbunden, wie die Häuser, die sie bewohnten und die sie nach dem Tod ihrer Eltern an der Stelle der ererbten alten gemeinschaftlich hatten aufbauen lassen. Ganz Buchenhain kannte auch die seltene Anhänglichkeit Beider an einander, und selten, daß man von dem Einen sprach oder auch nur an ihn dachte, ohne zugleich mit von dem Andern zu reden. — „Der Meierfriz und der Müllerhans waren auch da und da,“ — hieß es etwa, — oder: „Was werden wohl der Müllerhans und der Meierfriz dazu sagen?“ u. dgl. Ueberall, es mochte nun in der Kirche oder im Wirthshause sein, sah man die beiden beisammen, in der Kirche sangen sie aus dem nemlichen Buche, im Wirthshause tranken sie aus der nemlichen Flasche, und fogar ihren Tabak rauchten sie von der nemlichen Nummer. Kam Einer um die Ecke gegangen, so konnte man eine Wette darauf eingehen, daß der Andere nachfolgen würde, kurz es war jedem von ihnen unbehaglich, wenn er den andern nicht bei sich hatte. Dabei war es seltsam, daß das Wort „Freundschaft“ fast nie, und schöne Redensarten darüber gar nicht über ihre Lippen kamen; auch nannten sie sich gar nicht „Freund“, sondern nur „Gewatter“, „Nachbar“ oder „Fritz“ und „Hans.“

So ging es lange, lange fort, und Beide besanden sich wohl und glücklich dabei und wurden älter, ohne daß sie's merkten.



2.

Döser Kuchen,
schlimme Wür-
ste.

Kein das Alles
sollte mit Einem
Male ganz an-
ders werden!

Von einem
gewissen Tage
an sah man
die Beiden nicht

mehr zusammen im gotonen Anker ihr Schöpplein tranken, sondern der Müllerhans ging in den „Ehwen“ und trank „Rothen“ und der Meierfriz trank „Weissen“ im „Ablen“; sie tranken auch nicht mehr zusammen um die Ecke und rauchten auch nicht mehr von demselben Tabak, ja der Meierfriz rauchte gar nicht mehr, sondern hatte sich auf's Schnupfen verlegt. Selbst ihre Familien verkehrten nicht mehr mit einander. In Buchenhain war großes Kopfschütteln über dieses außerordentliche Ereignis.

Es thut nicht immer gut, wenn die Leute allzuviel zusammensitzen; denn früher oder später muß sich's treffen, daß sie auch einmal die rauhen Seiten gegen einander herauskehren. Auch im Umgang ist Maßhalten nöthig, und Meier und Müller hatten eben auch ihre rauhen Seiten. So sehr sie sich auch in einander hineingelegt hatten, so hatte dies doch nicht manche ursprüngliche Verschiedenheit in Ansichten und Neigungen gänzlich verwischen können. Sie waren zuweilen recht harte Köpfe, die gerne disputirten, und am liebsten und heftigsten über Dinge, von denen sie wenig oder gar nichts verstanden. Dabei waren sie schon oft aneinander gerathen, doch bisher ohne Nachtheil für ihre Freundschaft, der solche kleine Erschütterungen keinen Schaden* zufügten; ja es schien ordentlich, als ob sie dann und wann eines kleinen Zankes bedürften, um überhaupt Freunde bleiben zu können.

Leider aber sollte ein solcher Zank doch endlich auch einmal eine ernste Wendung nehmen, da er die empfindlichste Seite beider Meister berührte.

Eines schönen Sommerabends nämlich saßen beide zusammen in der Jasminlaube im Garten des goldenen Ankers und trank jeder sein Schöpplein und rauchte seine Pfeife. Im ruhigen Genuße behaglichen Nichtsdenkens sprachen sie lange kein Wort und waren vielleicht noch niemals wohlgemüther und in besserem Einvernehmen gewesen, als gerade jetzt. Endlich hatte der Müllerhans einen Gedanken. Er räusperte sich und unterbrach die Stille mit den Worten: „Was haltet Ihr von dem neuen Herrn Pfarrer, Gewatter? Ist er nicht ein rechter Ehrenmann?“

Der Meierfriz blies den Tabaksdampf in zierlichen Ringeln vor sich hin und nickte seinem Freunde beifällig zu. „Alle Welt hat ihn gern“, fuhr der Bäcker fort, „und er ist so brav und gefällig. Das schöne Gedicht, das mir neulich mein Gretchen zum Geburtstag brachte, das hat er verfaßt, und hat jedes Wort Hände und Füße drin.“

„Natürlich, jeder Vers muß Füße haben, Nachbar“, sagte der Meierfriz, in seiner Freude über diesen geistreichen Einfall tapfer drauf los dämpfend.

„Nächsten Montag haben wir den Bierzehnten“, sagte der Bäcker, „und da ist des Herrn Pfarrers Geburtstag. Sein Dienstmädchen, das neulich bei uns Brod holte, hat's uns verrathen. Wie wär's nun, Nachbar, wenn ich ihm ein Präsent machte, zum Dank für das Gedicht?“

„Bin auch mit dabei“, nickte der Fleischer.

„Ich schide ihm einen großen Kuchen“, sagte der Bäcker. „Und ich eine tüchtige Wurst“, sagte der Fleischer, „eine Wurst, wie sie der Pfarrer sein Lebtag noch nicht gegessen hat und essen wird und wenn er Hosprediger werden sollte.“

„Und mein Kuchen“, meinte der Müllerhans, „da soll die Frau Pfarrerin sagen, so was Schönes habe sie in ihrem Leben noch gar nicht gesehen, geschweige gegessen. Wißt Ihr was, Fritz? Ich werde gerade so einen baden, wie neulich am Geburtstage deiner lieben Frau, mit Mandeln und Rosinen darin und mit einem dicken Zuckerguß. War das nicht ein feiner Kuchen! He?“

„Gut, sehr gut, ausgezeichnet“, sagte der Andere, „nur daß er ein wenig — ein wenig — wie soll ich sagen?“

Der Bäcker nahm die Pfeife aus dem Mund und glogte den Freund verwundert an. „Wie so? Was ein wenig?“ fragte er nach einer Pause und seine Unterlippe trat nach stärker, als gewöhnlich, hervor.

„Ein wenig zu — zu — hart gebacken“, sagte der Metzger nicht ohne Verlegenheit.



Jeder trank sein Schöpplein und rauchte seine Pfeife.

„Zu hart gebaden?“ wiederholte Meister Müller gedehnt. „Allerdings zu hart, doch nur ein ganz klein wenig, kaum bemerkbar“, sagte der Fleischer beschönigend. „Schadet ja auch nichts; er war ja auch nur für meine Frau, der Kuchen, und meine Frau hat gute Zähne, wie Ihr wisst. Wenn Ihr für den Pfarrer bakt, werdet Ihr ihn schon besser machen.“

„Besser machen?“ entgegnete der Müllerhans in empfindlichem Tone. „Zu hart gebaden? Doch, Ihr schwacht heute aus der Nachmütze, Gevatter; Ihr sprecht über Dinge, die Ihr nicht versteht. Zu hart gebaden! Als ob mir jemals so etwas passiert wäre! Doch, es kann Euer Ernst nicht sein, Gevatter, Ihr wollt mich nur foppen.“

„Ich — ich — ich foppe Niemanden“, stotterte der Fleischer ärgerlich heraus, „ich mein' es ja gut mit Euch, damit Ihr Euch nicht blamirt bei dem Pfarrer. Ja, ich sag' es Euch noch einmal, er war viel zu hart gebaden, viel zu hart; und wenn Ihr mir das nicht glauben wollt, so fragt nur meine Frau, wenn die nicht so gute Zähne hätte, so...“

„Der Henker fahre Eurer Frau zwischen ihre Zähne“, pläzte jetzt der Müllerhans heraus und schlug mit der Faust auf den Tisch. — „Sie muß einen sonderbaren Geschmack haben, Eure Käthe, etwa wie ein gewisser Fleischermeister, der seine Würste versalzt!“

„We-r versalzt seine Würste?“ fragte jetzt der Meierfritz gedehnt, blies noch eifriger als früher gewaltige Dampf- wolken von sich und sah den Freund seitwärts heftig zwinkernd an.

„Ihr, Ihr versalzt sie“, schrie der Andre, „wenigstens habt Ihr das am letzten Schlachttagethan.“

„Ist das Eure eigne Meinung, Gevatter“, sagte der Fleischer, „oder sagt Eure Niese mir so?“

„Meine Niese sag't, und ich sag' es auch.“

„Ho! ho! ho! ho!“ lachte der Meierfritz höhnisch. „Der Fleischermeister Fritz Meier versalzt seine Würste! Ihr braucht ja keine zu essen von ihm!“

„Soll auch nicht wieder geschehen!“ war die heftige Gegenerbe, „denn sie waren ganz unerträglich versalzen; gar nicht zu essen!“

„Gar nicht zu essen! Das Donnerwetter!“ polterte der Fleischer, indem er aufsprang und wüthend auf den Tisch schlug. — „Dass Ihr nicht etwa wieder mir oder meiner Frau ein Stück schickt von Eurem verdorbenen Kuchen; das will ich Euch gesagt haben!“

„Seid ohne Sorgen; Ihr und Eure Käthe werdet für keinen Groschen mehr von mir erhalten, und wenn Ihr

einen Thaler dafür geben wolltet. Und was Eure miserablen Würste betrifft, die sollen —“

„Miserable Würste!“ unterbrach ihn tobend der Meierfritz, „Ihr wollt mich bei meiner Ehre beleidigen! Meinewegen eßt von meinen Würsten oder nicht, ich aber werde niemals leiden, daß Ihr sie in den Augen Andreer herabsetzt! Wisst Ihr das?“

„Und ich, ich dulde nicht, daß man meinem Kuchen etwas Böses nachrede“, schrie der Bäcker, der sich ebenfalls erhoben hatte, „und namentlich von so einem Menschen, wie Ihr seid, leid' ich es gar nicht!“

„Was bin ich für ein Mensch? He, was bin ich für ein Mensch!“

„Ein Streitkopf, ein Haberecht seid Ihr, damit Ihr es nur wißt!“ donnerte es zurück. „Und das seid Ihr von jeher gewesen, ja von jeher, und ich bin ein rechter Thor gewesen, daß ich mich überhaupt mit Euch eingelassen habe, ja wahrhaftig ein rechter Thor; hätte das früher einsehen sollen, doch eine Einsicht kommt selten zu spät!“

„Wer ist der Thor? Ihr wäret der Thor? Nein, ich bin der Thor, daß ich so lange mit Euch umgegangen“, stotterte der Fleischer, vor Wuth seiner kaum mächtig. — „Nein, kein Thor, ein Ochs, ein Esel bin ich, wahrhaftig ein rechter Esel! Und wenn Ihr mir das nicht glaubt, so soll Euch, wahrhaftig, so soll Euch —“

Und schon hatte der Fleischer unwillkürlich die Faust geballt, schon stand auch der Andere erhitzt und schlagfertig da, als Herr Erich, der dicke Wirth zum goldenen Anker, der den Streit der Weiden von weitem mitangehört hatte und in der Uneinigkeit zweier so guter Kunden nicht mit Unrecht einen Nachtheil für seine Einnahme befürchten mochte, im rechten Augenblicke dazwischen sprang. Es gelang seiner Zurufung wenigstens, die Weiden etwas zu beruhigen; sie zu versöhnen aber vermochte er nicht.

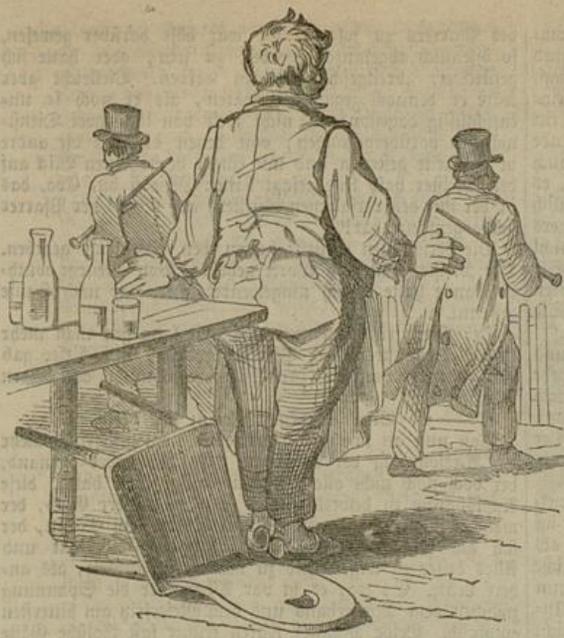
„Nun gut!“ knirschte der Müllerhans. „Was brauche ich mich mit dem da weiter einzulassen? Ich kann ja gehen und ich gehe!“

„Meinewegen kann er bleiben, ich gehe, ich gehe“, stotterte der Meierfritz und trotz aller Bitten des Wirthes griffen Beide nach Hut und Stock und rannten nach entgegengesetzten Seiten davon.

Am andern Morgen ließ der Müllerhans bei dem Meierfritz anfragen, ob er noch immer den besagten Kuchen für zu hartgebaden halte? und dieser bei jenem, ob die besagten Würste noch immer versalzen seien? Der Meierfritz antwortete, er bleibe bei dem Hartgebaden, und der Müllerhans ließ sagen, der Teufel solle ihn holen, wenn er versalzene Würste jemals für etwas anderes als versalzene Würste ansehe.

Und so schien nun das Schicksal der Meier-Müller'schen Freundschaft entschieden. Von nun an sprachen beide Männer keine Sylbe mehr mit einander. Zwar dachte anfänglich ein Jeder oft: „Wenn der Andre doch sein Wort zurücknähme!“ Zwar juckte ihnen noch oft gar peinlich die Haut, wann die Feierstunde schlug, und sie konnten nicht mehr zusammen hinausgehen zu einem Schöpplein im goldenen Anker; zwar nickten sie einander eine Zeitlang noch aus alter Gewohnheit mechanisch zu, fast ohne es zu wollen, ärgerten sich aber dann und dachte ein Jeder: „Ich kann doch nicht nachgeben in dieser Ehrensache?“

Auch die Weiber trosteten mit einander, da eine jede in der Würst- und Kuchenfrage ihres Mannes Meinung theilte und in seiner Ehre ihre eigne gekränkt sah; und die Span-



Beide r-unten nach entgegengesetzten Richtungen davon.

nung wurde noch größer, als des Meierfriz Nähe, um ihre Nachbarin Miße zu ärgern, mit der sie sich so ziemlich gleich gekleidet hatte, sich nunmehr eine sehr theure, ganz neuartige Haube aus der Residenz kommen ließ und im Laden damit prunkte. Nun hätte sich Frau Müller zwar auch eine solche Haube kaufen können; es war ihr aber widerwärtig, wie sie sagte, sich in einen Weisfreit in eitlem Putze einzulassen. Im Stillen ärgerte sie sich aber doch gewaltig über die Haube.

Des Müllerhans Miße hatte ihren Groll eines Tages so weit vergessen, daß sie des Meierfriz kleinem Franz ein Stückchen Kuchen schenkte, wie sie das früher gar häufig gethan. Der Bube sprang freudig damit zu seinen Eltern hinüber und rief: „Seht, was ich habe! Seht, was ich habe, was mir Pathe Müller geschenkt hat!“ Er wurde aber tüchtig ausgescholten und mußte den Kuchen wieder zu der Bäckerin zurücktragen. Von nun an durften nicht einmal die Kinder beider Familien mehr zusammen spielen.

Gar oft mag es nun vorgekommen sein, daß der Müllerhans im Mißmuth wirklich seine Kuchen zu hart buk und der Meierfriz seine Würste verfälschte, wenn's früher auch niemals geschehen war.

3. Ein Versöhnungsversuch.

In einem kleinen Städtchen wie Buchenhain war es unmöglich, daß das Zerwürfniß, welches zwischen zwei vor kurzem noch so innigen Freunden eingetreten war, nicht viele Wochen lang ein starkes Gerede hätte verursachen sollen. Es war also natürlich, daß es im Anfang gar Viele, die einen geschickter, die andern ungeschickter, versuchten, die beiden Meister wieder mit einander zu versöhnen.

Der erste, der einen solchen Versuch machte, war der Herr Pfarrer. Er war durch den unheilvollen Bank zunächst um das Geburtstagspräsent und vielleicht noch um manches Andre gekommen, denn die Frau Pfarrerin war keineswegs gleichgültig gegen die Spenden von Eier, Butter, Mehl und Schinken, mit denen die Pfarrkinder auf dem Lande ihre Zuneigung zu ihrem Pfarrherren auszu-

drücken pflegten. Allein es war nicht dies allein oder auch nur vorzugsweise, was den geistlichen Herrn antrieb, die Wiederherstellung des gestörten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Nachbarn zu versuchen; er war in der That ein einsichtsvoller und frommer Mann und hielt es für seine Amtspflicht, überall in seiner Gemeinde auf Einigkeit und Frieden zu wirken; auch war es ihm bekannt, daß er die unschuldige Veranlassung des Zankes gewesen war. Er hatte deshalb schon mehrmals den Meierfriz und den Müllerhans, einen jeden für sich, vorgenommen und der Versöhnung das Wort gesprochen, allein vergebens. Er beschloß daher ein kräftigeres Mittel anzuwenden.

Eines Sonnabends ließ er den Müllerhans auf morgen früh nach der Kirche vor sich laden. Der Müllerhans verwunderte sich ob dieser Ladung, ahnte aber nichts und sagte zu. Der Meierfriz wurde ebenfalls geladen; der merkte etwas und bereitete sich in Gedanken auf eine Gegenrede vor. „Der Pfarrer“, sagte er bei sich selber, „soll mich doch nicht breitschlagen.“

Am Sonntag Vormittag nun waren beide Meister in der Kirche, — denn sie fehlten ohne gewichtige Abhaltung nie, — standen aber nicht, wie zur Zeit ihrer Freundschaft, neben einander, sondern saß an den entgegengesetzten Pfeilern. Der Pfarrer hielt diesmal eine Predigt über den Text: „Liebet eure Feinde und segnet, die euch fluchen“, eine Predigt, gar beredt, eindringend und rührend. Er zeigte, daß Liebe und Einigkeit die höchsten Gebote des Christenthums und die unerläßlichsten Bedingungen auch schon unseres zeitlichen Glückes seien; er zeigte, daß die meisten Uneinigkeiten nicht aus gewichtigen Ursachen, sondern aus kleinlichen, ja oft lächerlichen Anlässen entspringen, wobei gewöhnlich beide Theile im Unrecht seien. Ein Zwist aber, der nicht bald beigelegt, ein Zerwürfniß, das nicht zeitig ausgeglichen werde, besessige sich gleichsam mit der Zeit immer mehr und mache eine Ausöhnung immer schwieriger. Deshalb sei es nicht nur klug, sondern auch Christenpflicht, solche Zerwürfnisse, zumal wenn sie aus bloßer Hitze und Ueberreilung geslossen, auf das schnellmögliche auszugleichen und sich einander wieder die Hände zu bieten.

Die ganze Buchenhainer Gemeinde sah die beiden Meister an, die in großer Verlegenheit dastanden und nicht wußten, welche Miene und welche Haltung sie annehmen sollten; denn obgleich die Mahnung der Predigt auch jedem Andern gelten konnte, so dachte doch ein Jeder: „Sie ist nicht auf mich, sondern auf den Meierfriz und den Müllerhans gemünzt.“ Der erstere hielt den Hut vor die Augen, als ob ihn das durch die Kirchenfenster eindringende Sonnenlicht blendete; der andre aber sah beschämt auf das Gesangbuch herab, das er in beiden Händen langsam umherdrehte. Beide waren froh, als die letzten Töne des Liedes verklungen waren und die Kirche aus war. Der Müllerhans eilte zuerst hinaus; der Meierfriz aber wartete, bis die ganze Kirche sich entleert hatte und auch draußen vor dem Plaze Niemand mehr zu sein schien; dann ging er langsam hinaus. Draußen sah er den Müllerhans, der eben den Weg nach dem Pfarrhause einschlug. Der Meierfriz stand zögernd da; er wußte nicht, sollte er ihm nachfolgen oder nicht.

Als der Müllerhans zum Pfarrer kam, bot ihm dieser freundlich einen Stuhl und setzte noch einen andern daneben. Er sprach zuerst von gleichgültigen Dingen, kam aber dann auf die eben gehaltene Predigt und fragte den Meister, ob er damit einverstanden sei.

„Ei ja wohl, Herr Pfarrer“, betheuerte der Meister, „es war nichts als die Wahrheit darin; ich kann es nicht anders sagen.“

„Nun gut; dann wissen Sie, was Sie zu thun haben“

sagte der Herr Pfarrer, „Meister Meier wird sogleich kommen. Sprechen Sie sich dann ruhig gegen einander aus und reichen Sie sich wieder die Hände. Sie wären längst wieder die alten Freunde, wenn Sie erst nur wieder einmal zusammen gekommen wären, nur wieder einmal ein paar Worte gewechselt hätten.“ Hier auf meiner Stube können Sie das ungeführt; darum habe ich Sie auch hierher gebeten und bitte mir das nicht übelzunehmen, es geschah ja aus freundlicher, christlicher Absicht. Hoffentlich wird meine Gegenwart, die Gegenwart Ihres Predigers und Seelsorgers, Sie nicht stören. Ich will Ihnen nicht noch eine Predigt halten hier im Hause; ich will Sie nur mit einem kurzen, freundlichen Worte zusammenführen und Sie dann sich selbst überlassen, fest überzeugt, daß Sie dieses Haus nur als Freunde wieder verlassen werden.“

In dem Müllerhans schien so etwas wie Nahrung und Stolz zu kämpfen. Mit einer gewissen peinlichen Unruhe rutschte er auf seinem Stuhle hin und her, blickte nach der Thür, dann auf den leeren Stuhl neben sich und horchte schon auf, wenn sich ein Geräusch hören ließ. Der Pfarrer stand, die Arme auf der Brust getrenzt, schweigend und den Blick auf ihn heftend, vor ihm.

„Nun gut“, sagte der Meister endlich, indem er nachdenklich vor sich hin sah. „Ich will's vergeßen; er war zwar im Unrecht, aber ich will ihm die Hand reichen, will thun, als ob nichts vorgefallen wäre; aber was die frühere herzliche Freundschaft, was die alte Liebe betrifft, die kommt denn doch nun einmal nicht wieder. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Was nicht sein kann, läßt sich auch nicht gebieten. Er hat mich zu stark beleidigt!“

„Ihre Freundschaft, Ihre Liebe?“ sagte der würdige Geistliche. „Doch ich wette, die hat eigentlich noch gar nicht aufgehört. Nicht Ihre Veröhnung würde eine bloß äußerliche sein; nein, Ihr Groll, Ihre Feindseligkeit ist es, die nur etwas Neuheres und Scheinbares war.“

Der Müllerhans schüttelte den Kopf. „Da irren Sie sich gar sehr, Herr Pfarrer.“

„Doch nicht so gar sehr; das will ich Ihnen beweisen“, sagte dieser. „Neulich als Herr Meier krank war, haben Sie ihn und seine Familie freilich nicht besucht, haben auch gar nicht gesehen, als ob Sie nach ihm fragten, haben sich aber gleichwohl alle Stunden höchst angelegentlich und ängstlich bei fremden Personen nach seinem Befinden erkundigt. Haben Sie das nicht?“

„Nun ja, das habe ich“, sagte der Müllerhans, „ich that's um seiner Familie willen; die dauerte mich.“

„Und als Ihr kleiner Franz neulich gefallen war und man glaubte, er habe einen Arm gebrochen“, fuhr der Pfarrer fort, „so hat auch Herr Meier alle Tage nach ihm gefragt und den Wundarzt gebeten, für den Knaben ja sein Möglichstes zu thun.“

„Das häßt' er gethan, der Fritz?“ sagte der Müllerhans fast freudig überrascht.

„Ja, ja, nur freilich durften Sie's nicht wissen.“

„Nun, das ist recht hübsch von ihm, und wenn er mich um Verzeihung bittet, so ist's wohl möglich, daß ich auch wieder von Herzen sein Freund werde“, sagte der Müllerhans. „Weiter kann ich aber nicht nachgeben, um Verzeihung bitten muß er mich.“

Der Pfarrer sah wohl, daß sich der Meister nicht so leicht zu einer Abbitte würde bewegen lassen, daß er sie im Gegentheil von dem Müllerhans fordern würde. Gleichwohl würde vielleicht die Sache diesmal beigelegt worden sein, wenn nur der Meister gekommen wäre. Man wartete und wartete, allein er kam nicht. Den Müllerhans verdroß das tief; er sah darin einen Beweis, daß der Meister auf die Wiedereerlangung seiner Freundschaft keinen Werth lege. Natürlich war auch der Pfarrer unruhig. Beide trennten sich.

Der Meister hatte keine große Lust gehabt, der Ladung

des Pfarrers zu folgen. Er war böse darüber gewesen, so öffentlich abgefanzelt worden zu sein, oder hatte sich gefürchtet, „Breitgeschlagen“ zu werden. Vielleicht wäre er dennoch gegangen, wären, als er noch so unentschüssig dagestanden, nicht weit von ihm zwei Dienstmädchen vorübergegangen, von denen die eine die andre in die Seite gestochen und mit einem verhohlenen Blick auf den Meister halb leise gesagt hatte: „Siehst du, Eva, das ist der mit den versalzenen Würsten, auf den es der Pfarrer heute gemünzt hat!“

Die versalzenen Würste hatten den Ausschlag gegeben. Der Meister hatte die Worte gehört. Von Neuem wuthentbrannt hatte er sich umgewendet und war nach Hause gerannt.

Der Meister ging nun eine Zeit lang gar nicht mehr in die Kirche, wenn der Pfarrer predigte, und dieser gab alle weitem Versuche zur Wiederveröhnung der beiden Männer auf.

4. Eine Friedenskonferenz wie viele.

Von nun an machte lange Niemand einen Versuch mehr zur Ausöhnung der Nachbarn. Es war aber Jemand, der doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, diese Ausöhnung zu bewerkstelligen. Das war Herr Erich, der wohlbestallte Wirth zum goldnen Anker, ein Mann, der sich auf seine Pfliffigkeit nicht wenig zu Gute that und Alles besser zu wissen und zu machen behauptete, als andere Leute. Er war es ja vor Allem, der die Spannung zwischen dem Müllerhans und dem Meister am bittersten empfand. Beide Männer waren früher fast tägliche Gäste gewesen und hatten gar manchen schönen Thaler im goldnen Anker sitzen lassen. Auch hatten sie daselbst öfter bei Gelegenheit glücklicher Familienereignisse oder anderer Feste bald größere bald kleinere Schmausereien ausgerichtet, bei denen sie sich niemals „lumpen“ ließen. Das fiel denn nun freilich Alles weg. Kam jetzt der Meister nicht, weil er meinte, der Müllerhans könne da sein, so erschien auch der Müllerhans nicht, weil er befürchten mußte, den Meister zu treffen.

„So darf's nicht länger mehr bleiben“, sagte Herr Erich eines Abends, als eben von jener Spannung stark die Rede war, zu seinen Stammgästen, „so darf's nicht länger mehr bleiben; der Hans und der Fritz müssen wieder zusammengeleimt werden. Was wetten Sie, meine Herren, ich bring's zu Stande? Der Pfarrer freilich, der hat's nicht geschickt genug angefangen. Hat er ihnen nicht in der Kirche gesagt, sie hätten beide Unrecht. Nichts damit, man muß ihnen gerade beweisen, sie hätten beide Recht. Passen Sie auf, meine Herren, ich leime sie wieder zusammen so prächtig, daß seine Seele bemerken soll, daß jemals ein Miß dagewesen ist. Ich will nicht mehr Balthasar Gar Erich heißen, wenn ich's nicht thue.“

Und da er einst den hölzernen goldnen Anker, der an einer Stange draußen über dem Gasthohore hing, aber mit der Zeit ziemlich mangelhaft geworden war und seinen Glanz ganz verloren hatte, wieder herstellen und neu hatte vergolden lassen, so beschloß er zu Ehren dieses erneuerten Haus Schmuckes seinen Stammgästen ein Frühstück zu geben, zu welchem auch der Meister und der Müllerhans eingeladen werden sollte. Er gedachte damit gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Das Frühstück hatte er seinen Gästen schon lange versprochen, und sein Wort mußte er lösen, wenn er nicht fortwährenden Sidelereien ausgeliefert sein wollte. Gelang es nun aber, wie er hoffte, der Gesellschaft und dem Weine, die beiden Männer zu veröhnen, so wurden ja die Ankosten des Schmauses durch den reichen Gewinn, den diese Veröhnung dem goldnen Anker sicherlich bringen mußte, voraussichtlich weit überwogen.

Mit den Stammgästen wurde Alles vorher abgekartet, wie man sich gegen die beiden Meister, wenn sie kämen, zu benehmen habe, und Herr Erich ließ sich gerne über-

reden, die Festrede zu halten, die hauptsächlich an den Meierfriz und den Müllerhans gerichtet werden und deren Herzen dermaßen bearbeiten sollte, daß sie nicht umhin könnten, aufzuspringen und einander in die Arme zu fallen. Daß man ihn zum Festredner erwählte, fand Herr Erich sehr begreiflich, denn einen Andern hielt er nicht für fähig dazu.

An dem bestimmten Morgen nun erschien der Gastwirth bei dem Müllerhans und lud ihn ein. Zwar werde auch der Meierfriz vermuthlich erscheinen, sagte er zu dem Bäckermeister, die ganze Gesellschaft aber sei bekanntlich auf seiner, des Müllerhans Seite, und wisse, daß der Meierfriz seine Würste zuweilen versalze. Der Müllerhans zögerte. Er dachte aber am Ende: „Was soll ich mich um des Friz willen um ein gutes Frühstück bringen?“ Auch war er vielleicht einer Wiederannäherung gerade noch nicht abgeneigt; genug, er versprach zu kommen.

Jetzt machte Herr Erich einen kleinen Umweg und ging, ohne vom Müllerhans oder dessen Familie bemerkt zu werden, zum Meierfriz und wiederholte dasselbe Mauthver, nur daß er versicherte, die ganze Stadt wisse recht gut, daß der Müllerhans an dem bevorstehenden Tage seinen Kuchen zu hart gebakken habe.

Bei dem Meierfriz hatte Herr Erich noch einen viel schwereren Stand; endlich aber gelang es seiner unermüdblichen Beredsamkeit dennoch, auch diesen herumzubringen. Im Herzen sich selbst „Bravo!“ zurufend, eilte Herr Erich nach Hause.

Das Frühstück begann, als die Gäste alle gekommen. Der Meierfriz und der Müllerhans ließen sich's schweigend gefallen, an die ihnen bestimmten Plätze gesetzt zu werden. Sie blickten aber kaum nach einander hin, und die auf-fällige Aufmerksamkeit, womit die Gesellschaft ihr Betragen beobachtete, war nur geeignet, sie noch schüchtern und einsylbiger zu machen. Herr Erich, der halb festlich wie ein Gast, halb kellnermäßig gekleidet eine weiße Serviette unter dem Arm trug, bald mißpeiste und sich bedienen ließ, bald umherließ und selber mitbediente, suchte diese Einschüchtern und überhaupt die etwas gedrückte Stimmung, die in der Gesellschaft herrschte, durch allerhand Anekdotchen, Witze und geistreich-jüngelnde Bemerkungen zu verschleichen, schenkte fleißig ein und ermahnte zum Trinken. Als nun der Wein anfang seine Wirkung zu äußern und die Stimmung ziemlich lebendig geworden war, als selbst die beiden Meister sich mit ihren Nachbarn recht ungezwungen und heiter unterhielten, da sah man es Herrn Erich wohl an, daß er es an der Zeit hielt, mit der wohlinsubdirten Rede, die er auf dem Herzen hatte, herauszurücken. Denn bald schob er sein Köpplein rechts, bald links, bald räusperte er sich, bald strich er sich den Backenbart, bald schälte er Diesem, bald nickte und zwinkerte er Jenem zu.

„Herr Erich will eine Rede halten!“ rief plötzlich eine Stimme aus der Gesellschaft.

„Still, still!“ rief eine andre Stimme, und es wurde in der That auch mäschenstill.

„Er soll aber auf einen Stuhl steigen, daß man ihn besser sehe und höre!“ unterbrach ein Dritter die Stille.

Herr Erich setzte sein Köpplein ab, trank eilig sein Glas aus, um sich noch etwas zu stärken, schob seinen Stuhl zurück und versuchte darauf zu steigen. Es gelang dies dem biden Manne aber nur mit Hilfe seiner beiden Kellner. Die ganze Gesellschaft kicherte. Als er endlich wohlbehalten oben stand, bat er die Gesellschaft, sie möchten sich Alle ihre Gläser füllen und ihm auch das seinige, wiedergeschüttelt, reichen, ein Wunsch, der ihm auch sogleich sehr willfährig erfüllt wurde. Dann fuhr er sich mit der Serviette über



Sein volles Glas emporhebend begann er mit feierlicher Stimme.

die Stirn, räusperte sich noch einmal und sein volles Glas emporhebend, begann er mit feierlicher Stimme: „Meine geehrten und lieben Herren Gäste.“

„Es ist ein für ganz Buchenhain sehr bedeutungsvolles Fest, das wir heute begehen. Neuerstanden, wie ein Phönix, glänzt draußen der goldne Anker über dem Thore des ältesten und ersten Gasthofes unserer guten Stadt, dem Fremden ein sicherer Beweis, daß auch wir mit der Zeit fortgehen, daß auch bei uns Neues ausblüht aus den Ruinen. Gleichwie aber der Anker das Sinnbild der Hoffnung ist, so hoffe auch ich, daß Sie, meine geehrten Herren Gäste, diesem meinem Gasthause, dem ersten und ältesten unserer guten Stadt, das schöne Vertrauen und die herrliche Rundschaft bewahren werden, die Sie ihm bisher geschenkt haben. Ich hoffe aber zugleich noch, daß wir dieses kleine Fest, das ich Ihnen zu geben die Ehre habe, zu einem schönen Doppelfeste werden machen können, indem wir zwei Männer, die uns bis jetzt so lange untreu waren, die wir aber heute wieder in unsrer Mitte sehen, von nun an in dieser unsrer Mitte nimmer wieder vermissen werden.“

Alles war still. Der Müllerhans, der sich halb nach dem Withe umgewandt hatte, um diesen anzuhören, kehrte sich wieder nach der Tafelrunde und rutschte auf seinem Stuhle unruhig hin und her. Der Meierfriz hustete ärgerlich.

„Ja, meine Herren“, fuhr der Withe mit erhobener Stimme fort, „gleichwie der goldne Anker draußen, der an vielen Stellen Risse bekommen hatte und ganz unscheinbar geworden war, nun wieder gehörig zusammengefügt und neu verguldet prangt, so wollen wir auch eine alte Freundschaft, welche auseinander gerissen ist, von neuem zusammensetzen.“

Hier hustete der Müllerhans und der Meierfriz ließ kopfschüttelnd ein ziemlich starkes Brummen hören.

Dem Withe entging dies nicht, und es brachte ihn sichtlich aus dem Concept.

„Denn gleichwie der Anker das Sinnbild der Hoffnung ist“, fuhr er mit ermatteterm Redeflug fort, „und gleichwie Freundschaft und Hoffnung — und Hoffnung und Freundschaft, — gleichwie die beiden — die beiden — Freundschaft und Hoffnung —“

Der Meierfriz trommelte ärgerlich mit der Gabel auf den Teller und der Wirth war gänzlich aus seiner Rede heraus. „Meiner Seele“, plagte er ziemlich ärgerlich in seinem gewöhnlichen Tone heraus. — „Was soll ich da noch für ein lang Geschwätz machen? Da sitzen nun die verehrten Meister Meier und Müller und gucken einander nicht an! Der Kuckuk soll uns aber holen, wenn wir sie nicht wieder zusammenbringen! Ja, Fritz und Hans, steht nur ohne Umstände auf und gebt Euch die Hände und trinkt auf Eure Gesundheit. Seid Ihr nicht rechte Thoren gewesen, Euch zu zanken! Und warum? Um solche Kleinigkeiten, wie Wurst und Kuchen! Das sind doch, zum Henker, bloße Lumpereien!“

„Kleinigkeiten?“ brummte der Bäcker, „meine Kuchen Kleinigkeiten?“

„Lumpereien? Meine Würste Lumpereien?“ stotterte der Fleischer.

„Habt Ihr denn nicht am Ende alle Beide Recht gehabt bei dem Streite?“ fuhr der Wirth fort. „Was ist's denn am Ende weiter, wenn Einem einmal das Gebäck misrät oder man versalzt die Würste? Mir wenigstens passiert das alle Tage! Und so wird's Euch wohl auch passiert sein, und schon gar oft passiert sein und noch gar viele Male passieren!“

Aber da hatte er es schlecht getroffen!

„Ihr seid ein Esel, Erich“, schrie der Müllerhans, sprang auf, stieß seinen Stuhl um, warf trotz des delicatesen Messers und Gabel auf den Teller und lief wie ein toller Hahn davon.

„Diesmal hat er Recht! Ja ein Esel seid Ihr!“ stotterte seinerseits der Meierfriz und rannte ebenfalls davon, stieß aber im Davonlaufen an den Stuhl, auf welchem Herr Erich stand.

„Zu Hüfte! ich falle, ich falle!“ schrie dieser, und ungeschickt herabstürzend purzelte er ziemlich unsanft auf den Boden. Das Glas war in Scherben gebrochen und der Wein hatte seine weiße Weste roth gefärbt.

„Bravo! Bravo!“ schrie jetzt die ganze Gesellschaft, die während der Rede lautlos dageseßen hatte, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Verdutzt und mit langem Gesichte erhob sich Herr Erich wieder. Er sah nun, daß er es selber mit den Beiden verdoeben, die Kosten des Schmauses umsonst getragen hatte und obendrein einen Esel mußte auf sich sitzen lassen.

Der Erfolg des erzählten Vermittlungsversuchs war, daß die beiden Meister einander noch feindseliger wurden. Sie vermieden sich nun beide noch um Vieles ängstlicher, als sonst, und wenn sie sich begegneten, wandten sie den Blick seitwärts, spuckten auch wohl aus oder murmelten allerlei Schimpfreden. Dabei fehlte es natürlich auch auf beiden Seiten nicht an Zuträgern und Aufsehern, die der Feindschaft stets neue Nahrung zubrachten, auch waren ohnehin bei Gelegenheit des Streites über Wurst und Kuchen alle Erinnerungen an alte, längstvergeßene Verdrüße und Streitigkeiten wieder aufgetaucht. So war es Rechtshaberei und Starrköpfigkeit auf der einen Seite, Aufsehen, Zwischenrägerei und wohl auch Gewinnsucht auf der andern, was den Haber erhielt und steigerte. Jedes hastige Wort, das dem Einen entfuhr, jede beißende Antwort von ihm wurde flugs, mit stacheligen Zusätzen vermehrt, hinübergetragen; die unbedeutendste Aeußerung in des Andern Munde wurde zum Pfeile gespitzt, das wichtigste Wort zum Schwertschlag gemacht.

„Ich habe manchmal bei Feuersbrünsten zugegesehen“, so sagt ein deutlicher Schriftsteller, „wie die Leute eine Reihe machen, vom Brunnen bis zum Feuer, und die Wassereimer Hand in Hand reichen. Gerade so geht's auch, wo Haber und Zwietracht brennen; da laufen auch die Eimer aus einer Hand in die andre, aber der Brunnen, aus dem geschöpft wird, ist mit Del gefüllt.“

So ging es auch hier. Die Leute, die es aufrichtig mit den beiden Meistern und ihrer Versöhnung meinten, zogen sich nummehr zurück, und es kam bald so weit, daß der eigentliche Anlaß des Habers, der Zanf über „hartgebakken“ und „versalzen“, durch neue, viel bedeutendere Verdrüße ganz in den Hintergrund gedrängt, ja beinahe vergessen wurde.

Beide Männer sängen nun auch an, einander die Kumbert zu verschleuchen und so sich auch in ihrem Nahrungsstande zu schaden. Höchst fatal war es ihnen jetzt, daß sie nebeneinander wohnten; es wollte aber doch keiner sein wohl-eingerichtetes Haus verlassen und mit einem andern vertauschen; es wünschte nur ein Jeder, den Andre möchte das thun. Der Meierfriz hatte die Idee, sein Haus blau anstreichen und noch einen Stroh darauf setzen zu lassen, nur um die Symmetrie zu stören. Es kam aber nicht zur Ausführung. Natürlich waren auch nicht blos die ganzen Familien, sondern auch alle Sipp- und Verwandtschaften mit in den Haber gezogen, und man hätte zuletzt in Buchenhain von zwei Feinden nicht mehr sagen können: „sie leben wie Hund und Katz“, sondern: „sie leben wie der Meierfriz und der Müllerhans.“

5. Ungerathene Kinder.

So gingen denn Jahre über diese Feindschaft hin, und die beiden Meister beanden sich eben nicht wohl dabei; der Groll verbitterte ihnen gar sehr die Freude am Leben und an der Arbeit. Mit der Zeit freilich machte auch dieser Groll allmählig einer größern Gleichgültigkeit Platz; man wurde ruhiger und bekümmerte sich weniger mehr um einander.

Eines Tages nun war viel Jubel und fröhliche Bewegung in dem Hause des Meierfriz. Es war nämlich sein Sohn Franz nach mehrjähriger Abwesenheit aus der Fremde zurückgekehrt. Der Franz hatte seines Vaters Handwerk erlernt und war nummehr ein großer, kräftiger und ziemlich hübscher Bursch geworden, den seine Eltern beim ersten Anblick kaum wiedererkannt hatten. Das war doch wenigstens einmal wieder ein heller Freudentag unter so vielen trüben! Der Franz besuchte alle seine alten Freunde und Bekannte; zu Müllers ging er aber natürlich nicht.

Der Franz sollte noch eine Zeilang dem Vater im Geschäfte beistehen und dann entweder ein eigenes gründen oder das väterliche übernehmen; denn der Alte war des Geschäftes, namentlich in Folge seines Habers mit Müller, so ziemlich überdrüssig geworden, und überdies hatte er zu leben.

Am nächsten Sonntag sagte der Vater zu ihm: „Heut Abend ist Tanz in der Weintraube zu Wallstedt; gehst du auch auf den Tanzboden?“

Die Weintraube in dem nahen Dorfe Wallstedt war nämlich der Ort, wo sich die Buchenhainer tanzfähige Jugend in der Regel des Sonntags erlustigte.

„Sehr große Lust habe ich eben nicht“, erwiderte Franz und sprach damit auch die Wahrheit. Denn trotz seiner Jugend war er merkwürdigerweise eben kein besonderer Freund vom Tanzen und hatte noch gar nicht an den Wallstedter Tanz gedacht.

„Lieb wär' es mir allerdings“, sagte der Vater, „wenn du nicht hingingest. Müllers Crete geht hin, und ich sehe es nicht gern, wenn Jemand von uns in solcher Gesellschaft erscheint.“

„Ei, das Müllergretel, das kleine Ding, geht denn das auch schon zum Tanz?“ fragte verwundert der Sohn, der seine ehemalige Gespielin noch nicht wiederzusehen, ja nicht einmal nach ihr gefragt, noch an sie gedacht hatte.

„Das kleine Ding ist nun auch groß geworden, so gut wie Du?“ sagte der Vater, „und trägt die Nase gar hoch.“

„Ist sie denn hübsch?“

„Ja nu, sie bildet sich's wenigstens ein.“

Gegen Abend, als der Franz ausging, dachte er bei sich: „Mer warum soll ich nun eben nicht nach Wallstedt gehen? Gerade hätt' ich Lust. Bin ja doch auch kein Lehrling mehr, dem man so etwas verweigert, sondern bin Gesell und werde bald Meister. Und was geht mich denn die Grette an? Das kleine Närrchen wird mir doch wahrhaftig keinen Schaden zufügen. Ist sie denn so 'was Besonderes? — Hm, ich wäre doch neugierig.“

Und er blieb plötzlich stehen, sah gerade vor sich hin, als fäße er einen Entschluß, und schlug mit den Fingern ein knallendes Schnippchen. Wir werden gleich sehen, was dieses Schnippchen zu bedeuten hatte.

Und am Abend desselben Tages, brühen bei Müllers, stand, sorgfältig gepußt, ein blauäugiges Mädchen vor dem Spiegel und streckte eben wohlgefällig eine Nase in das blonde Haar. Es war ein recht hübsches, bralles Kind, und man konnte es ihr nicht verdenken, daß sie sich im Spiegel besah.

Ihr Vater aber hob den Zeigefinger. „Höre, Gretchen, daß du mir nicht etwa mit dem Meierfranz tanzest, wenn der heut' hinkommt!“

„Was denkt Ihr, Vater?“ antwortete sie rasch mit dem Tone einer Getränkten. „Ich mich mit dem Buben einzulassen, der mich sonst nur genockt und geschlagen hat, besonders seit Ihr uneinig wurdet mit des Meiers? Der sollte mir nur kommen“, setzte sie lustiger hinzu, „und Ihr solltet sehen, Vater, wie ich ihm — ha! ha!“ Sie machte schnippisch die Geberde, womit man einen Korb ausweist.

„Wissen möcht' ich aber doch, wie er jetzt aussieht!“ setzte sie nach einer Weile leiser hinzu. Denn sie hatte den Franz bis jetzt zufälligerweise nur von weitem und noch dazu von hinten gesehen.

Wer an dem nämlichen Abende um einige Stunden später in das fröhliche Gewühl des Tanzsaales zur Weintraube in Wallstedt getreten wäre, der hätte einen recht schmucken Burtschen und ein nettes Mädel gewahren können, die beide die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf



Sie wollten fast nimmer von einander lassen.

Sich zogen. Die beiden jungen Leute hatten sich erst sehr schüchtern einander genähert, waren aber immer unbesangener und wärmer geworden, und zuletzt plauderten und scherzten und tanzten sie fast ohne Aufhören zusammen und hielten sich beim Tanze gar warm und fest umfaßt und wollten fast nimmer von einander lassen. Noch niemals hatte man in der Weintraube ein Pärchen so behend und anmuthig tanzen sehen. Es war aber dieses Pärchen Niemand anders, als Meiers Franz und Müllers Gretchen.

Am andern Tage sprach man fast in ganz Buchenhain davon, daß der Meierfranz und das Müllerergretchen in der Weintraube zusammen getanzt, und es konnte nicht fehlen, daß auch den Eltern Beide erst leise Andeutungen, dann ganz bestimmte Nachrichten hiervon zu Ohren kamen.

Die jungen Leute konnten natürlich nicht läugnen. Man kann sich denken, wie ungeheuer die Entrüstung in den beiden Familien über die ungerathenen Kinder war, die sich unterstanden hatten, dem Zwiste ihrer Eltern so recht zum Trotz, sich freundlich mit einander einzulassen. Der alte etwas eingeschlummerte Groll erwachte von Neuem und sollte von nun an immer wieder stärker angefaßt werden.

Die beiden jungen Leute zeigten von jetzt an ein sonderbares, sehr verändertes Wesen. Während sich der sonst so lustige und lebensfrohe Franz mehr still und in sich gekehrt zeigte, ward das ehemals so sanfte und ruhige Gretchen lebendiger und stinker und trällerte heitere Lieder vor sich hin. Beide vergaßen in der Zerstreuung gar oft bald dies, bald jenes, und passirte ihnen mancher Unschick. Nicht selten hatte Franz die Bürste nicht klar genug, und Gretchen gab manchmal den Kunden für ihr Geld zu viel Waare. Beide Familien merkten zu ihrem Entsetzen wohl, woran das lag, und konnten nicht lange mehr daran zweifeln, daß sich die jungen Leute liebten, ja öfter heimlich sahen und sprachen.

„Von wem hast Du diese Haare hier!“ fragte eines Tages der Müllerhans, indem er mit strenger Miene vor seine Tochter trat und auf eine kleine braune, mit einem rothen Bändchen zusammengebundene Locke zeigte, die er in einem sehr versteckten Fache ihres Nähtisches gefunden hatte.

„Ach Gott, — lieber Vater!“

„Von wem hast die Locke hier?“ fuhr er sie heftig an. „Ich habe sie — seid nur nicht böse, — es ist nicht meine Schuld —“

„Ich frage, von wem?“

„Von Meiers Franz“, meinte das Mädchen.

Sogleich klatschten ein paar tüchtige Schellen auf Gretchens zarten Wangen, und es erhob sich ein Lärm, der nimmer enden wollte; man hörte ein Schreien, Drohen, Schelten und Weinen, daß das Haus in allen Fugen zu wackeln schien.

Fast gleichzeitig ging es aber auch daneben bei Meiers los. Der Alte hatte wahrgenommen, daß der Sohn eine Rose, die an seinem Hute gesteckt hatte, verloren und nun mit einem Eifer suchte, als wäre sie ein köstliches Juwel. Mit Recht schloß er, daß diese Rose nicht unmittelbar von einem Busche an den Hut gekommen war. Nun gab es von Neuem Zank. Aber der Sohn, ein offener, unerschrockener Bursch, trat diesmal frei mit der Sprache heraus und eröffnete dem Vater unumwunden, er habe das Müllerergretchen lieb, viel lieber als das eigene Leben, und habe Lust, sie zu heirathen und nimmer eine andere.

Himmel! Wer kann die Wuth beschreiben, die den Alten bei dieser trostigen Rede seines Sohnes förmlich schüttelte. Eine Fluth von Vorwürfen und Schimpfworten regnete auf den Sohn herab.

„Was geht mich und Gretchen Euere Händel an?“ rief Franz aus. „Sollen wir Euren lumpigen Streit entgelten, den Ihr besser thätet beizulegen?“

Damit kam er aber schon an. „Ungerathener Sohn, — aus dem Hause jagen, — enterben, — Fluch“ — das waren die Worte, welche aus dem Schwall wilder Drohungen, die der Alte ausstieß, verstanden wurden.

Genug, es war bei Meiers und Müllers ein Lärm, von dem das ganze Städtchen sprach.

Indessen mußte sich das Gewitter in beiden Häusern endlich auch einmal austoben; es blieb aber eine gar unheimliche Schwüle zurück. Müller und Meier, die einander von nun an noch viel aufgefressener wurden, als früher, sprachen daheim Tage lang kaum ein Wörtchen. Der

Kindern ward auf das Strengste untersagt, einander zu sehen und zu sprechen, und Franz und Gretchen, wollten sie nicht den fürchterlichsten elterlichen Zorn auf sich laden, mußten zu solchen Verboten wenigstens schweigen.

Sie trafen sich aber nach wie vor, bald da, bald dort. Denn mußte das Gretchen etwa auf den Markt gehen, so hatte auch der Franz einen nothwendigen Gang zu thun; und ging der Franz mit den Hunden fort, um Vieh zu holen, so erklärte das Gretchen, es müsse der Tante Bärbel die Wäsche aufhängen helfen, oder so etwas dergleichen. Nun freilich, die Wäsche hing sie wohl auf; aber vorher oder nachher trafen sich die zwei Liebenden außerhalb der Stadt und wandelten eine Zeit lang Hand in Hand in stummer Sonne oder unter traulichem Regen durch das schöne Thal oder über die herrlichen bewaldeten Hügel dahin und spannen zusammen süße Träume der Zukunft, während die Eltern mürrisch daheim saßen und in düstern Grolle brüteten.

Aber auch von diesen Schlichen bekamen die Alten halb Wind, und nun ging der Lärm von Neuem und zwar noch entsehrlicher los.

„Ich lasse Dich auf jedem Schritt beobachten!“ — fuhr der Meierfriz seinen Sohn an.

„Du darfst mir gar nicht mehr ausgehen!“ donnerte der Müllerhans zu seiner Tochter.

Und sie Beide hielten nach Möglichkeit redlich Wort. Das Mädchen durfte kaum noch aus dem Hause, und der Meierfriz richtete seinen jüngsten Sohn Bernhard, einen Bubben von zwölf Jahren, dazu ab, daß er dem Bruder auf seinen Gängen als Spion und Aufseher nachschlich, und der pffiffige Junge stellte sich hiezu auch recht gelehrig an und bereitete seinem Bruder manchen Verdruß.

Doch was half's? Der Franz und das Gretchen hätten nicht in benachbarten Häusern wohnen sollen, in denen es selbst bei dem besten Willen fast unmöglich war, sich nicht zu sehen, dagegen von sehr vielen Seiten sehr wohl möglich, sich nicht nur zu sprechen, sondern auch sich die Hände zu decken.

„Was nur die Grete heute so lange hinten im Garten zu thun hat?“ sagte der Müllerhans eines Tages zu seiner Frau.

„Sie pflicht Stachelbeeren. Es soll ja morgen Stachelbeertuchen gebacken werden.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ja, mein Gott, in der Zeit könnte man ja sämtliche Stachelbeeren im ganzen Garten gepflückt haben. Sieh' doch 'mal nach.“

Und Frau Müller trippelte leise nach dem Garten, der unmittelbar an den hinter dem Hause liegenden Hofraum angränzte, aber vom Hause aus wegen dichten und hohen Laubwerks nicht gut überblickt werden konnte.

Nun? Pflichte denn Gretchen wirklich Stachelbeeren?

Ei, ja wohl! Sie kauerte ja hinter einem dichten Busche. Aber es kauerte und pflückte noch Jemand mit. Oder vielmehr sie hatten beide schon gepflückt und hatten jetzt vermuthlich sehr wichtige und heimliche Dinge mit einander abzumachen, so sehr waren sie in einander vertieft und hörten die Mutter nicht kommen.

„Ei, seht mir doch! Das ist ja ganz allerliebste!“ lief sich plötzlich die Stimme der Mama hören. Gretchen fuhr zusammen, und schnell wie ein Eichhörnchen kletterte eine schlank Gestalt über die nicht sehr hohe Mauer hinweg, die den Müller'schen Garten von dem Meier'schen trennte. Wie die Mutter zankte und der Vater wüthete, und wie es das Gretchen zwei ganze Tage über herzlich schlecht hatte, brauche ich wohl Niemanden zu erzählen, der einmal unter ähnlichen Umständen Stachelbeeren gepflückt hat. Uebrigens pflückte von nun an die Mutter die Stachelbeeren selber.

„Was nur der Franz jetzt des Abends immer oben auf dem Dachboden zu thun hat?“ murmelte einst der Meier-



„Ei, seht mir doch! Das ist ja ganz allerliebste!“

friz, den Kopf bedenklich schüttelnd. Und eines Abends, als der Franz wieder hinausschlich, schlich er ihm nach.

„Bist du oben, Gretchen?“ fragte Franz halbleise zu einem Dachsenster hinaus, das nach hinten zu lag.

„Ja, Franz, ich nehme die Wäsche ab“, kispelte es ziemlich vernehmlich zurück, und siehe da! rasch schwang sich der Jüngling empor und war eben im Begriff, durch das ziemlich schmale Fenster zu kriechen, vermuthlich um über das Dach zu klettern und auf dem jenseitigen Boden Wäsche abnehmen zu helfen, als ihn der Vater plötzlich bei den Beinen ergriff und ziemlich unansehnlich zurückzog.

Mit der erwarteten idyllischen Schäferstunde war es nun aus, und der alte Meier ließ alle einigermaßen gefährlich aussehenden Dachsenster mit Brettern vernageln.

6. Ein Verräther!

Ganz hinten in der Ecke des Müller'schen Gartens, da wo er an den Meier'schen gränzte und beide an einen dritten stießen, war eine Zelängerleiberlaube; daneben auf der Meier'schen Seite eine gleiche. Beide Lauben hatten sich dicht in einander verzweigt und bildeten gleichsam nur eine einzige, welche aber von der mitten durchlaufenden Gartenmauer in zwei Hälften geschieden wurde.

In dieser Laube nun standen an einem schönen Sommerabende in einem unbewachten Augenblicke das Gretchen auf einer Lattenbank auf der einen Seite und der Franz auf der andern, und waren über die Mauer hinweg in einem leisen und eifrigen Gespräch begriffen.

„Du thatest aber mit der Lisbeth auch gar zu schön“, sagte Gretchen in halb vorwurfsvollem, halb freundlichem Tone.

„Ei, bu Narrchen“, erwiderte Franz, „sie ist meine Base, sie redete mich an, und ich muß' ihr doch Rede stehen.“

„Ei ja doch, Rede, aber das war doch auch gar zu lange und zu freundlich; Du mußt Dich ein Bissel zurückziehen, Du hast nun Dein Theil.“

„Seht nur doch 'mal die kleine Narrin“, kispelte Franz, indem er dem Mädchen mit der rechten Hand einen leichten ärtlichen Streich auf die runde Wange gab, „fängst schon recht hübsch an zu befehlen und hast mich noch gar nicht. Uebrigens, Gretchen, wer war es denn neulich in Eurem Laden, der sich so recht eifrig mit dem hübschen Waltersjörg unterhielt?“

„Das war ich. Man kann doch nicht unfreundlich gegen seine Kunden sein.“

„Nun, und kann ich es denn? Sieh', wenn wir uns erst geheirathet haben und ich habe mein eigen Geschäft, da muß ich erst ganz besonders freundlich sein gegen die Kunden, namentlich gegen die Weiber und die Mädels.“

Denn die sind es doch zumeist, die die Kundschaft ausmachen. Du weißt gar nicht, wie gut es ist, wenn man mit den Mädchen ein bißchen freundlich thut; sie kommen dann immer wieder. Und was ist 's denn auch weiter, wenn man 'mal so ein hübsches junges Mädchen in die Wangen kneift oder ihr . . .

„Willst Du schweigen, Du Garstiger“, fiel Gretchen hastig ein und hielt ihm den Mund zu. „Du weißt, daß Du mich ärgerst durch solche gottlose Reden. Sprechen wir lieber von 'was Anderm. Wo warst Du denn gestern, Franz? Ich habe Dich gestern den ganzen Tag nicht gesehen.“

„Mußte hinaus in den Wald zum Förster Wolbemann, habe dem einen Döhsen abgeschlachtet. — Aber wo gingst Du denn heut' Vormittag hin, Gretchen? Ich sah Dich ausgehen, und zwar recht gepußt.“

„Ich war in der Kirche. Die Wolschhanne wurde getraut. Sie sah wirklich recht hübsch aus in ihrem blauen seidnen Hochzeitskleide, wahrhaftig viel, viel hübscher als sie sonst ausieht.“

„Nun, Du kannst ja zu Deiner Hochzeit auch so ein Kleid tragen, nicht wegen des Hüßcheraussehens, mein' ich, sondern nur weil Dir's gefällt.“

„Ein blauseidenes Kleid gerade zu meiner Hochzeit? Nein, Franz, das gefällt mir just nicht, wenigstens nicht an einem so ernsten Tage. Weiß muß es da sein mit blauem Besatz, weißt Du, und vorn an die Brust gehört ein rothes Näschen. Und um den Hals trag ich die lange, schwere goldne Kette von der seligen Großmutter, und in den Brautfranz müssen weiße Näschen kommen.“

„Nun gut, Gretchen“, sagte Franz, „dann werd' ich Dir ein weißes Kleid kaufen.“

„Erare Dir nur 'was Tüchtiges, Franz“, fuhr geschwätzig das Mädchen fort, „denn wenn ich auch eine Ausstattungs bekomme und allerlei Hochzeitsgeschenke, wir brauchen doch noch gar mancherlei, was wir wohl selber werden kaufen müssen. Denke doch nur! Wir brauchen — ja, was brauchen wir denn Alles?“ setzte sie sich bestimmend hinzu. „Nun, sieh', erstens brauchen wir einen runden Tisch und ein halb Duzend Stühle in unser Puffstübchen.“

„Zu unser Puffstübchen?“ lächelte Franz. „Ei, Gretchen, wozu brauchen wir denn ein Puffstübchen?“

„O, ein Puffstübchen mußt Du mir schaffen, sonst werd' ich böse“, schmolte das Mädchen. „Bedenk' doch, Franz, ein Puffstübchen brauchen wir höchst nothwendig. Denn erstens, wenn wir zum Beispiel Sonntags oder sonst einmal nichts zu thun haben und so recht für uns allein sein wollen und — und wenn auch gar Niemand hineinkäme, ein Puffstübchen muß nun einmal sein. — Ja, und woran ich noch gar nicht gedacht habe, es gehört auch ein schöner großer Spiegel hinein und ein Glaschrank und ein Nähtischchen und ein Sopha, gelt Franz?“

Der Franz sah bedenklich vor sich hin.

„Da hat man's“, sagte das Mädchen halb scherzend, halb vorwurfsvoll, „da ist er gleich andrer Meinung.“ „Nein, nein, Gretchen!“ rief Franz, indem er ihren entblößten Arm küßte, „Du sollst ja das Alles, Alles haben und noch zehnmal mehr!“

„Siehst Du, lieber Franz“, sagte das Mädchen mit verklärtem Blick, „das wird gar schön werden, wenn wir uns haben. Du sollst 'mal sehen, wie hübsch ich Dir Alles einrichten, wie nett und sauber ich Dir Alles halten werde. Und Dich“, setzte sie hinzu, seine beiden Hände ergreifend und wiederholt an einander patzend, so daß es jedesmal tüchtig klatschte, „Dich werde ich pflegen wie ein Püppchen. Ganz früh schon, ehe Du aufstehest, Franz, werde ich munter sein und Dir den Kaffee kochen, und den ganzen Tag über werde ich Dir beistehen im Ge-

schäft, und des Mittags werde ich Dir 'was Tüchtiges kochen, alle Tage Dein Leibgericht, und wenn Du fertig bist mit Deiner Arbeit oder kommst vom Lande, dann wisch' ich Dir den Schweiß von der Stirne und küsse Dir die Sorgen hinweg und —“

Ein plötzliches Geräusch wie von Tritten unterbrach sie. „Horch, was war das?“ flüsterte Gretchen erschrocken.

„Ich habe zu laut gesprochen. Es kommt Jemand.“

„Sollte es etwa wieder der Junge sein, der Bernhardt?“ sagte Franz. „Wenn ich den erwische, bekomme er seine Prügel, daß er sein Lebtag dran genug hat. Aber nein“, setzte er beruhigend hinzu, „es ist nichts, ich sehe Niemand, es wird eine Katze gewesen sein, die durch das Laub schlich.“

Gretchen aber war plötzlich nachdenkend und traurig geworden.

„Sind es nicht Träume, Franz?“ sagte sie wehmüthig. „Sind es nicht bloße Träume, was wir da spinnen? Unsere Eltern?“

„Ach was, die müssen endlich doch zustimmen.“

Gretchen schüttelte den Kopf. „Das werden sie nun und nimmermehr, so lange sie uneinig sind.“

„Sie müssen sich verfühnen.“

„Das thun sie nicht.“

„Nun so mögen sie!“ rief der Jüngling. „Mögen sie thun, was sie wollen! Ich lasse Dich dennoch nicht, mein Herz! Besteht mein Vater auf seinem Kopfe, nun gut, so trenne ich mich von ihm und begründe mir ein Geschäft ohne seine Hilfe.“

„Das kannst Du vielleicht“, seufzte Gretchen, „aber ich? Ich kann meinen Eltern nicht davonlaufen; ich kann und werde ohne ihre Zustimmung niemals heirathen.“

„Du kannst, Du mußt“, rief Franz stürmisch aus und umschlang das widerstrebende Mädchen. „Du mußt, mein Täubchen, mein Herzblut, mein Leben, mein Alles! Ich hole Dich mit Gewalt, ich entführe Dich, ja, ich entführe Dich!“

Ein heftiges Rauschen in den Blättern ließ sich plötzlich vernehmen. Die Liebenden fuhren auseinander.



„Ohol Ihr sollt sie mir nicht entführen!“

„Ohol Ihr sollt sie mir nicht entführen!“ schnarrte plötzlich eine rauhe Stimme mit höhnischem Lachen. — „Werd's den Eltern erzählen. Das Mädchel da lassen wir nicht aus den Händen!“

Und siehe da! aus dem angränzenden Garten schaute ein langes, pockennarbiges, verwitertes Gesicht mit unschönen Zügen und einem gewaltigen grauen Schnurrbarte heraus.

„Gott, der Herr Major!“ schrie Gretchen laut auf und lief eilig wie ein Reh von dannen.

Der Franz hatte sich niedergedrückt, erhob sich aber wieder und ging langsam an der Mauer hinweg.

„Er hat uns belauscht“, murmelte er zwischen den Zähnen, halb beschämt, halb zornig, und die Faust in der Hosentasche ballend. Jedem andern fremden Lauscher hätte er sicherlich Ein's versezt, allein vor dem Major, den er als Knabe schon gekannt, und der trotz seines vorgerückten Alters noch ein recht rüstiger Mann war, hatte er doch einen gewaltigen Respekt. Auch sah er voraus, der Major werde sein Wort wahr machen und den beiden Vätern, mit denen er dann und wann zusammenkam, das Stellbischein im Garten sammt dem ganzen Gespräche wieder erzählen. Für seine eigene Person nun war das dem Franz ziemlich gleichgültig; daß aber auch über das liebe Gretchen das Donnerwetter von Neuem losbrechen, daß die Arme einer noch strengern Behandlung, ja vielleicht einer gänzlichen Einperrung ausgesetzt werden sollte, die vielleicht jedes fernere Wiedersehen und Wiederreden unmöglich machen würde, das war es, was den Franz in ein Gefühl versetzte, das eine Mischung von Wuth und Bangigkeit war und ihm den ganzen Abend ja die Nacht hindurch keine Ruhe ließ.

7. Der schreckliche Major!

Von dem Major, dessen unerwartetes Erscheinen das Stellbischein unserer Liebenden so grausam unterbrochen hatte, wußte man in Buchenhain, trotz aller erdentlichen, oft sehr zudringlichen Mähe, die sich namentlich die Weiber um die Erforschung seiner Schicksale gegeben, doch fast nicht viel mehr, als daß er ein Baron von Ballheim war und in den Freiheitskriegen rühmlich gekämpft hatte. Er hatte schon vor vielen Jahren seinen Abschied genommen und war, nur von einem Diener begleitet, in das Städtchen gekommen und hatte sich ein Besitzthum hinter den Häusern Meier's und Müller's angekauft. Sein alter Diener Jacob war sein Koch, sein Kammerdiener, sein Zimmerreiner, sein Gärtner und, wie es schien, auch sein einziger Freund. Der Major empfing zu verschiedenen Zeiten bedeutende Geldsendungen und war also in guten Vermögensverhältnissen; er lebte aber sehr einfach und brachte nicht viel Geld unter die Leute, was ihn in den Ruf des Geizes brachte. Sein Haus war Tag und Nacht verschlossen, und man mußte klingeln, wenn man zu ihm wollte und erst dem etwas unwirrsichen Jacob Rede stehen, was man da zu thun habe. Was der Major daheim so einsam hinter den verschlossenen Thüren trieb, war nicht bekannt; die alten Weiber in Buchenhain aber glaubten's zu wissen und behaupteten, er treibe allerlei unheimliche Künste. Nur dann und wann sah man seine stattliche Gestalt in seinem am Hause anliegenden Garten oder in der schönen Umgebung von Buchenhain einsam umherwandeln. Begegnungen in der Stadt vermied er gewöhnlich, sprach auch selten mit Jemand, und war fast immer sehr einsilbig, kalt und verschlossen.

Im Allgemeinen galt der Major für einen Mann von viel Verstand, aber wenig Herz: viele sahen ihn geradezu für boshaft an.

Zu den letztern gehörte auch Franz; ihm hatte das Wesen des Majors immer etwas Widriges gehabt, er wußte eigentlich selbst nicht recht warum.

Als am andern Morgen beim Frühstück Franz eben ängstlich bei sich dachte: „Ob denn wohl der verdammte Grantkopf nicht heute schon kommt und plaudert?“ Horch, da pochte es, und wer hereintrat in dem langen,

grauen Rocke, der fast bis auf den Boden reichte, und mit der Soldatenmütze auf dem Kopfe, war Niemand andres als der Major.

„Gi, gut! Morgen, Mosje Franz! Wie geht's? Wie ist der gestrige Abend bekommen?“ schnarrte er den Burschen mit grimmigem Lächeln an.

„Nalt nur den Teufel an die Wand!“ murmelte dieser, sprang, ohne den Gruß zu erwidern, auf, warf dem Major einen grimmigen Blick zu und schoß hinaus.

Erst nach einer Stunde, als er wußte, daß der Major wieder fort war, getraute er sich in die Stube zurück und erwartete nichts Andres, als daß der Vater sogleich mit Vorwürfen über ihn herfallen würde. Doch sonderbar! Der Alte sprach auch kein Wörtchen und blickte den Sohn nicht einmal an, sondern schritt nur, leise murmelnd und den Kopf schüttelnd, hastig in der Stube auf und ab. Der Meierfriz schien in einer ganz sonderbaren Stimmung zu sein, wie sie Franz noch niemals an ihm bemerkt hatte. Aber gerade dieses auffällige Wesen und das beharrliche Schweigen des Vaters ängstigte den Sohn noch mehr. Es verkündigte ihm diese unheimliche Stille einen um so heftigern Bornesausbruch. Ihm wäre es lieber gewesen, das Donnerwetter wäre gleich losgegangen.

„Sollte der alte Schuft nicht auch gleich zu Müller's gegangen sein, um auch dort zu plaudern?“ dachte Franz, und um sich zu vergewissern, machte er sich ein Geschäft bei einem schräg gegenüber wohnenden Bekannten, einem jungen Schneidermeister. Von da konnte er gerade zu Müller's hinübersehen, und Himmel! wen erblickte er da gleich hinterm Ladenfenster? — den verhassten Major!

Jetzt stieg auf einmal ein neuer, entsetzlicher Gedanke in ihm auf. Zornige Röthe stieg in seine Wangen, er ballte unwillkürlich die Faust.

Der Major war, wie schon erwähnt, noch ein stattlicher, rüstiger Mann. Er war früher gegen Gretchen, als diese noch ein Kind war, stets freundlich gewesen, hatte sie oft auf den Arm genommen, auf den Knien gehockelt und wohl dabei gesagt: „Du bist mein Schätzchen, du mußt mich 'mal heirathen, wann du groß bist.“ — Alter schützt vor Thorheit nicht, und der Major war offenbar verliebt. Und hatte er nicht erst gestern gesagt: „Das Mädchen lassen wir nicht mehr aus den Händen; Ihr sollt sie mir nicht entführen!“ — Mir nicht entführen! — Was konnte er damit Andres meinen, als daß er das Gretchen für sich selber haben wollte? Ja, ja, so ein alter Soldat; er hatte vielleicht gestern das Gretchen seit längerer Zeit zum ersten Male wiedergesehen, sie hatte ihm behagt, das schmeide Mädel, er hatte gesehen und gehört, daß sie liebte und ihm entrisen werden konnte. Da hat er beschloffen, seinem Nebenbuhler flugs zuvorzukommen, hielt vielleicht gar schon in diesem Augenblicke um das Mädchen an und —

Franz wagte es nicht auszublenken. Und als er so unbeweglich hinüberstarrte, siehe! Da erschien drüben in dem Hausflur, von dem Müllerhans begleitet, der ihm herzlich die Hand drückte, der Major. Doch noch mehr! Als der Müllerhans wieder in seine Ladenstube hineingegangen, wartete der Major noch vor der Hausthür und winkte in den Flur hinein. Endlich trat das Gretchen zu ihm. Sie sah verstört und traurig aus. Der Major aber unterhielt sich eifrig und immer eifriger mit ihr, und ihr Gesicht klärte sich zu sehends auf. Endlich drückte er auch dem Mädchen die Hand, der alte Ged, und trieff sie lachend in Kinn und Wangen, und sie litt's nicht nur, sondern schaute ihn auch ganz freundlich, ja beseligt an, ließ ruhig ihre Hand in der seinigen ruhen.

Franz sah nichts weiter; ihm wurde grün und gelb vor den Augen. Es war ja sonnenklar. „Verflucht!“ murmelte er und stürzte mit einem Lärm hinaus, daß ihm alle Anwesenden erstaunt und kopfschüttelnd nachschauten,

Auf dem Wege nach seinem Hause hinüber schaute er gar nicht hin nach der Müller'schen Thür. Er mochte nichts weiter mehr von dem Mädchen wissen.

„Was hast Du denn heute nur, Franz?“ fragte ihn brüthen die Mutter, über sein bald brüthenbes, bald auf-fahrendes und wildes Wesen nicht wenig besorgt und verwundert.

„Nichts! nichts!“ warf er hin und fuhr sich hastig mit der Hand durch das lockige Haar. Es war ihm aber, als ob er das ganze Haus tobtschlagen müsse, und den Major und das Gretchen und sich selbst obendrein.

Es war ihm wieder, als müsse er sein Bündel schnüren und heimlich davon gehen, weit, weit in die fremde Welt hinaus.

Das Gretchen wollte er gar nicht wiedersehen; gleichwohl trieb es ihn doch hinaus in den Hofraum, in den Garten; gleichwohl fandte er flüchtige Blicke nach den Stellen hin, wo das Mädchen möglicher Weise zu sehen war. —

„Franz! Franz!“ klopelte hastig freundlich ihre Stimme von einem Fenster in Müller's Hause herüber.

Er antwortete aber nicht, und lief wüthend zurück.

Bald aber war ihm wieder zu Muthe, als ob er hin-über rennen müsse zu Gretchen und müsse sie festhalten in zärtlicher Umarmung und sie bestürmen und ansehen, daß sie nimmer einem Andern gebören wolle; gleich da-rauf dünte ihn, als hasse er das Mädchen aus voller Seele, als könne er sie mit Entzünden quälen und schlagen und vernichten; bald rief er wieder aus: „Nein, ich will sie verachten, ihr ganzes Geschlecht will ich verachten!“ — und gleich darauf ward ihm doch wieder ganz weich zu Muthe. Wild stampfte er mit dem Fuße, und konnte es doch nicht hindern, daß ihm heiße Thränen über die brau-nen Backen liefen.

Ihm stand es fest: der Major hatte nunmehr um das Gretchen angehalten; ihr Vater hatte zugesagt, und das Gretchen selbst, von dem Reichthume und dem Range des Majors geblendet, hatte nicht „Nein“ gesagt. Klang es doch gar zu hübsch, Frau Majorin, ja Frau Baronin zu heißen.

In andern Augenblicken wieder kamen ihm alle diese Vorstellungen so ungerecht, so lächerlich vor, daß er sich selbst vor den Kopf schlug und sich einen dummen, wahn-sinnigen Tölpel nannte. Aber gleich darauf kehrten sie ihm dennoch mit erneuerter Lebhaftigkeit, mit verstärkter Kraft zurück. Es paßte ja nicht anders in den Zusam-menhang der Thatsachen, es konnte nicht anders sein: sein Gretchen war ihm untreu geworden!

Hatte sie ihm das etwa selber sagen wollen, als sie ihm im Garten zugerufen? Hatte sie ihm das Glück und die Ehre, Frau Baronin werden zu können, etwa selber mit-theilen wollen?

O, warum nicht? Zur Untreue gefellte sich wohl auch noch die Grausamkeit und der Hohn.

Franz verzweifelte an sich selbst und an der Welt.

8. Der Major operirt weiter.

Die Buchenhainer, und unter ihnen namentlich Franz, die wenig Gutes von dem Baron von Wallheim dachten, waren doch ein klein wenig im Irrthum. Schon der Meiersritz und der Müllerhans, die den Edelmann als Nachbarn und bei Gelegenheit einiger Geschäfte, die sie mit ihm gehabt, um Vieles näher hatten kennen lernen, hätten ihre Mitbürger eines Besseren belehren können, wenn sie nur gewollt hätten. Aber vielleicht dachten sie, man würde ihnen doch nicht glauben.

Der Major hatte freilich in seinem Wesen viel Rauhes und Abstoßendes; er konnte aber auch so sanft und lebenswürdig sein, daß man ihn kaum wiederer-kannte. Vielleicht von Natur schon zur Einsamkeit ge-

neigt, war er, wie es schien, durch mehrfache Kränkungen und Widerwärtigkeiten, die er früher erlitten, die er aber näher zu bezeichnen vermied, nur noch stärker dazu getrie-ben worden, die Menschen zu fliehen. Vielleicht hatte er geglaubt, in einer kleinen Stadt, wie Buchenhain, recht ungestört einsam leben zu können und hatte sie gerade deshalb zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Er hatte nicht bedacht, daß man gerade in kleinen Städten am we-nigsten ungequält von der Neugierde Anderer für sich leben kann. Was er daheim so abgeschlossen trieb, waren natur-wissenschaftliche Studien, denen er immer mit großer Vor-liebe angehangen. Höchst sparsam für sich selbst lebend, spendete er doch Bedürftigen, deren Würdigkeit er aber erst gar streng zu prüfen verstand, gar mancherlei Wohl-thaten, freilich meist im Stillen und ohne Geräusch.

Kurz, der Major Baron von Wallheim war zwar der wunderlichste, aber auch der trefflichste und edelmüthigste Mann von der Welt.

Die Uneinigkeit zwischen dem Meiersritz und dem Müller-hans hatte er lange gekannt, hatte aber immer gedacht: „Wenn sie sich um solche Dinge streiten können, so mögen sie's haben.“ Andern Sinnes aber war er an jenem Abend geworden, als er Franz und Gretchen in der Gar-tenlaube überrascht hatte. Er war damals zufälligerweise in seinem Garten auf- und abgegangen, hatte das Liebes-geflüster der jungen Leute gehört, war näher getreten, hatte gelauscht, hatte beobachtet, und war so hinter dem Gartenzaun ein Zeuge der hoffnungslosen Lage Franzens und Gretchens geworden. Das Pärchen hatte ihm ge-fallen. Gut gelaunt, wie er eben war, hatte er die Beiden auseinandergeschreckt, im Herzen aber hatte er beschloffen, ihnen zu helfen.

In der That ging er auch gleich am andern Morgen hinüber zum Meiersritz. Da war es eben, wo der Franz so wüthend an ihm vorüberstieß, und wenig hätte gefehlt, so hätte er ihn umgerannt.

Der Major nickte dem Fleischermeister freundlich zu, der über das Erscheinen eines solchen Gastes höchlich verwun-dert war.

Es giebt wenige Leute, die, selbst wenn sie sonst Unab-hängigkeitsgefühl haben, nicht Vornehmern gegenüber eine gewisse Befangenheit zeigen, wenn sie nicht oft mit solchen umzugehen Gelegenheit haben. So ging es auch dem Meiersritz. Er war eben hemdärmelig und hatte die Flei-scherschürze vor. Schnell riß er die Schürze ab, warf die Mütze bei Seite, zog einen Rock an und setzte in der Hast dem Major zwei Stühle statt einen hin.

Der Major aber blieb stehen und sprach nicht eher ein Wort, als bis der Fleischermeister mit einem stummen Wink seine Frau und seinen jüngsten Sohn, die eben in dem Zimmer waren, hinausgewiesen hatte.

„Wa — wa — was steht Ihnen zu Diensten, Herr Ma — Herr Baron?“ stotterte der Meiersritz.

„Zunächst wollte ich Ihnen nur eine kleine Mittheilung machen,“ warf der Major leicht hin, „um einem etwaigen Mißverständnisse von Ihrer Seite vorzubeugen. Ich will nämlich eine Mauer aufführen lassen, eine Mauer so hoch, wie ich selbst.“

„Eine Mauer? ei gar! Aber wo?“

„Zwischen unsern Gärten, da wo jetzt der Zaun ist. Ich will nicht mehr herüber sehen können, man sieht da so fatale Dinge,“ setzte er rasch und wie verdrücklich hinzu.

„Fatale Dinge? Et, wie so, wie so denn, Herr Major. Auf unsrer Seite wenigstens —“

„Auf Ihrer Seite nicht, Herr Meier. Da geht Alles ganz ordentlich zu. Aber bei den Müllers daneben! — Kurz, ich will nicht mehr in Müllers Garten sehen können, Da sieht man eben die fatalen Dinge, besonders wenn man durch die Zelängerjelderlaube schaut.“

„Ei, warum nicht gar! Nun, und was sieht man denn da?“

„Ei, diese Müllers sind mir fatale Gesichter, — die ganze Familie. Ich mag sie nun einmal nicht sehen. Ich hoffe doch, Sie sind auch noch böse mit Müllers?“

„Mit dieser Brut! Ei, ja wohl. Wie können Sie zweifeln?“ fuhr der Meierfriz, die Augen voll Gluth und die Faust geballt, heraus.

„Sie so haarsträubend zu beleidigen! Zu behaupten, Sie versalzen Ihre Würste!“

„Nicht wahr, Herr Major? Es ist zu arg, zu entseßlich!“

„Es ist ein rechtes Otterungezicht! — — Doch apropos, bei dem Müller fällt mir eben ein — — Ich weiß, Sie haben Staatsschuldscheine im Hause. Können Sie mir vielleicht auf einige Wochen dreitausend Gulden leihen? Gegen gute Zinsen, versteht sich, und gegen mehr als hinreichende Sicherheit.“

Der Meister sann einige Augenblicke nach. Es waren ja Gelbsachen, und in solchen Sachen war er, wenn auch nicht knickerig, doch jederzeit vorsichtig.

„Ich zahle Ihnen die Schuld entweder in baarem Gelde zurück,“ fuhr der Major fort, „oder in gleichen Staatsschuldscheinen oder in allen andern Ihnen beliebigen Werthpapieren.“

„Sie sollen sie haben, Herr Major, Sie sollen sie haben,“ sagte der Meierfriz nickend. Bei dem Herrn Major, — das hatten ihm die paar Augentblicke Ueberlegung gesagt, — war ja nichts zu riskiren.

„Nun gut!“ sagte der Baron, indem er dem Fleischermeister die Hand zum Einschlagen bot, „nun gut! Ich kann Ihnen nun auch sagen,“ setzte er nach einer Weile gleichgültig hinzu, „wozu ich sie brauche. Ich habe sie dem Müller versprochen.“

„Wie? Doch nicht etwa — dem Müllerhans.“

„Ja, ja doch, dem Müllerhans.“

„Dem Müllerhans? Dem Müllerhans?“ platzte der Meierfriz heraus. „Dem Müllerhans sollte ich mein Geld leihen? Nimmermehr! Nimmermehr!“

„Nur ruhig!“ besänftigte der Andere. „Sie leihen ja das Geld mir, nicht dem Müllerhans.“

„Aber — aber —“

„Nur ruhig! Hören Sie mich an! Das wissen Sie doch, daß der Müller jetzt in schlechten Umständen ist, daß es höchst mißlich mit ihm steht?“

Der Meister sah den Major bewegungslos und mit offenem Munde an.

„Daß es mit seinem Geschäfte übel geht, daß er viel, außerordentlich viel Schulden hat?“

Der Meierfriz ergriff den Edelmann am Arm und blickte ihm starr in's Auge.

„Daß ihn seine Gläubiger drängen, und daß, wenn er nicht in kurzem zahlt, er mit seiner ganzen Familie —“

„Wie?“ rief der Meierfriz erschrocken. „Er mit seiner ganzen Familie —“

„Ruiniert ist.“

„Ruiniert ist?“

„Ja, ja, ruiniert,“ nickte der Major.

„Aber, mein Gott, mein Gott!“ rief der Meierfriz. „Wie ging denn das zu? Und wir hätten auch gar nichts bemerkt und wohnen doch in seiner Nachbarschaft?“

„Ja, er wird sich wohl in Acht genommen haben, seine Sorgen merken zu lassen,“ sagte der Edelmann. „Vielleicht war er seit Jahren lässig im Geschäft, vielleicht ist sein Hader mit Ihnen auch mit Schuld daran,“ warf er bedeutungslos hin.

„Nein, nein, es ist unmöglich!“ rief der Meister wieder, „es ist unmöglich! Es war doch so schön's Vermögen da, und das Geschäft, so viel ich weiß —“

„Mag wohl leidlich gut gegangen sein. Aber vielleicht

hat er speculirt, in Getreide oder Werthpapieren speculirt. Kurz, ich weiß es nicht, geht mich auch nichts an. Aber Thatsache ist es, daß er Schulden hat. Und wenn Sie mir das nicht glauben wollen, so fragen Sie doch mir die Gläubiger.“

„Wo — wo hätte er Gläubiger?“

„Er hat sie freilich alle anwärts.“

Der Meierfriz ging heftig bewegt die Stube auf und ab.

„Nun sehen Sie,“ fuhr der Major fort, „er kam da neulich zu mir und trug mir seine Noth vor. Aus den Papieren, die er mir vorlegte, — er hat noch manches hübsche Stümmchen außen stehen, das er nicht sogleich eintreiben kann, — aus den Papieren sah ich, daß, wenn ihm augenblicklich geholfen würde, so wäre er vor dem Bankrott gerettet, und wenn er fleißig wäre und umsichtig im Geschäft, so könnt' er das Geld wohl in ein paar Jahren wieder abgetragen haben. Nun ist der Mensch allerdings nicht werth, daß man ihn unterstützt.“

„Nein, nein!“ schrie der Meister, „das ist er nicht!“

„Aber Sie wissen, ich bin nun einmal ein so gutherziger Narr. Ich sagte zu, und da ich das Geld augenblicklich nicht im Hause habe, so wende ich mich eben an Sie, ob Sie mir's vorschicken können. Das Risiko, versteht sich, ist mein. Die Sache ist mir fatal,“ setzte er mürrisch hinzu, „doch ich hab's einmal zugefagt.“

„Ja, aber —“



„Sie wollen mir das Geld nicht geben?“

Der Meierfriz machte ein bedenkliches Gesicht und wollte etwas einwenden.

„Sie wollen mir das Geld nicht geben? Nun gut, so werde ich mich an einen Andern wenden. Und bekommen' ich es nirgends, nun, so mag der Meister Müller sehen wie er zurecht kommt. Meinetwegen mag er zu Grunde gehen. Was hab' ich am Ende davon, ob's ihm gut oder übel geht?“

Der Edelmann nahm Hut und Stoc und machte Miene zu geben.

„Nein, nein!“ schrie der Fleischermeister rasch, indem er

ihn beim Arm zurückhielt. „So ist's nicht gemeint! Warten Sie doch! Sie sollen ja das Geld haben!“

„Nun gut!“ sagte der Andre. „Die Sache ist abgemacht, und ich verlasse mich darauf.“

„Ich kann Ihnen das Geld gleich holen.“

„Nicht doch. So gar eilig ist's nicht. Auch können wir das Geschäft nicht gleich hier gut abmachen. Es ist da ein Schuldschein auszustellen, Bürgschaft zu geben, kurz — es wird wohl besser sein, wenn Sie mich heut Abend um sieben Uhr in meiner Wohnung besuchen und das Geld mitbringen. Wir wollen da bei einer Flasche Wein die Hypothek feststellen. Aber dem Müller darf nichts davon zu Ohren kommen, daß Sie mir das Geld für ihn vorschreiben; er ist sonst im Stande und nimmt's gar nicht an.“

„Nein, nein, der darf nichts erfahren, um Gotteswillen nicht. Das ist auch mein Wunsch,“ rief der Meister. „Was würden denn die Leute von mir denken, wenn sie hörten, daß ich mein Geld für so — so einen Mann hergebe.“

„Und noch Eins! Der Major wandte sich in der Thür noch einmal um und rief, den Finger drohend gehoben, mit sonderbarem Tone: „Daß Sie sich aber wegen dieser kleinen Gefälligkeit nicht etwa mit dem Müller wieder veröhnen! Hören Sie?“

„Ich mich mit dem Müllerhans wieder veröhnen? Mit dem Hallunken? Gott bewahre! Wo denken Sie hin?“ pläzte der Meierfritz mit dem Tone eines Beleidigten heraus.

„Nu, nu, man hat ja Fälle, wo bei solchen Gelegenheiten —“

„Halten Sie an. Nein! Daraus wird nichts bei mir. Das Geld will ich in Gottes Namen hergeben, — ja in Gottes Namen, — aber der Hans mag mir vom Leibe bleiben!“

Als er aber allein war, schritt er heftig auf und ab. — „Hm! Hm!“ murmelte er. „In schlechten Umständen! — Wer hätte das gedacht! — Er ist ein Schurke, der Hans!“ fuhr er heraus. „Aber Gläubiger! — Ruinirt werden! — Ganze Familie! — Aber er ist doch ein Schuft! — Allein Bankerott machen! — Hm, hm! Er dauert mich doch, der Hans, obchon er's nicht verdient. — Wir haben sonst so schöne, schöne Tage zusammen verlebt! Es ist freilich lange her! — Ja, wenn man so Manches vergessen könnte!“

Darauf setzte er sich nieder und starrte, den Kopf auf die Hand gestützt, nachdenklich vor sich hin.

Der Major war unterdessen hinüber zu Müllers gegangen und drehte dem Müllerhans eine ganz ähnliche gutmüthige Nase mit gleichem Erfolge. Darauf theilte er dem Gretchen, als er mit ihr vor der Hausthüre sprach, seine freundliche Absicht und seinen Plan vollständig mit. Diese Unterredung und die dadurch hervorgerufene Freude und Freundlichkeit des Mädchens war es eben, was den bei dem Schneidermeister gegenüber beobachtenden Franz auf so seltsame Gedanken brachte und in eine so höchst aufgeregte Stimmung versetzte.

Nebenfalls hätte der Major auch den Franz über seine Absichten aufgeklärt, wenn dieser nur heute zugänglich gewesen wäre.

Auch Gretchen hatte es, wie wir bereits gesehen haben, vergeblich versucht, ihrem Geliebten einen Wink zu geben und hatte sich endlich vorgenommen, den Tollkopf in Gottes Namen fortzutreiben zu lassen.

Unsere Erzählung kann nunmehr getrost dem Abend dieses Tages und ihrem Ende entgegen gehen.

9. Abend und Ende.

Am Abend mit dem Schläge sieben Uhr war der Meierfritz auf dem Wege zu dem Edelmann und trug eine Brieftasche bei sich, worin dreitausend Gulden in Papier-



Der Major war unterdessen hinüber zu Müllers gegangen.

Seinen Groll gegen den Müllerhans hatte die Vorstellung von dem Anglist dieses Mannes fast schon ganz gedämpft, und die nie ganz erloschene Liebe zu dem alten Freunde begann sich immer mehr zu regen. Es war ihm aber dabei ganz sonderbar zu Muthe, und als er an der Hausthür des Majors klingelte, da dachte er nicht ohne Angst: „Wenn nur nicht etwa der Müllerhans da ist!“

Und siehe da! Als ihn der Diener Jakob eingelassen und in ein Zimmer des Erdgeschosses führte, — wer sah da an einem runden Tische neben dem Edelmann? Niemand anders als der Müllerhans, und der schaute ihn ganz verblüfft an. Der Major grinste recht hämisch; dem Meierfritz aber fiel der Hut aus der Hand; er konnte kaum seinen „Guten Abend“ bieten, so aufgeregt war er. Der Major aber nahm ihn bei der Hand und wies ihn auf einen Stuhl, gerade dem Müllerhans gegenüber.

„Verzeihen Sie, ich habe Sie Beide eingeladen,“ sagte der Major hastig. „Die Sache macht sich so schneller ab. Doch zum Henker!“ setzte er, ein Schnüppchen schlagend, hinzu, „ich habe ja das Schreibzeug vergessen — und den Wein!“

Und damit war er hinaus.

Himmel! Jetzt saßen einander die beiden Erzfeinde so ganz mutterseelenallein gegenüber.

Es war so stille, so stille, man hätte können das Picken ihrer Taschenuhren und das Klopfen ihrer Herzen hören. Wenn nur der böshafte Major bald zurückkommt mit seinem bummigen Wein!

Es verging eine Minute, es vergingen zwei, drei, vier, fünf Minuten — der Major war noch nicht da.

Unbeweglich und steif wie Bildsäulen saßen die Beiden da.

Endlich regte sich der Müllerhans ein wenig; er sah nach der Thür.

Dadurch wurde der Meierfritz ermutigt, nach seiner Uhr zu sehen.

Der Müllerhans sah wieder nach der Thür, der Meierfritz wieder nach der Uhr.



„Ja, wahrlich, es thut mir auch sehr wehe —“

„Wenn eine Aushilfe möglich ist —“

„Wenn man beizpringen kann —“

„So soll man's thun. Seht, Herr Nachbar,“ er rückte den Stuhl unwillkürlich näher, „trotz unseres Verhältnisses verzeihe ich mich recht gern —“

„O, glaubt mir, ich bin jeden Augenblick bereit, was in meinen Kräften steht, was möglich —“

„Ich bin überzeugt. Seht, hier habe ich Euch die dreitausend Gulden mitgebracht.“

„Ihr mir? Ich brauch' sie nicht. Und so habt Ihr sie also schon, die dreitausend Gulden?“

„Nun, ja freilich. Braucht Ihr sie denn nicht?“

„Der Herr Major sagte mir, daß Ihr sie brauchtet, und darum habe ich die dreitausend Gulden mitgebracht. Da sind sie“, und er warf die Brief-

Unbeweglich und steif wie Bildsäulen saßen die Weiden da.

Mein es half nichts, der türkische Major kam noch immer nicht.

Als der Meierfriz wieder nach der Uhr sehen wollte und der Müllerhans wieder nach der Thür, begegneten sich ihre Blicke zufällig, prallten aber sogleich wieder von einander ab, und die Augen des Meierfriz fuhren zu Boden, als habe er da wer weiß was für goldene Schätze zu suchen, und der Müllerhans studierte eifrig die gemalten Verzierungen der Decke und die Roccocoshnörkel der Mobilien rechts und links.

Gleichwohl sahen sie einander darauf wieder verstohlen an.

„Er ist doch in der That recht alt geworden,“ dachte der Müllerhans.

„Allerdings sieht man ihm die Sorge an, wenn man seine Züge in der Nähe betrachtet,“ dachte der Meierfriz. Er trommelte leise mit den Fingern auf dem Tische, und der Andre drehte seine Dose in der Hand.

Der Meierfriz besah seine Finger, und der Müllerhans knöpfte seine Weste auf und wieder zu, und wieder auf und wieder zu.

Vergebens! Der Major kam noch immer nicht!

Jetzt schlug es draußen schon halb Acht. Da rutschte der Meierfriz unruhig auf seinem Stuhle umher, und der Müllerhans scharrte unwillkürlich mit den Füßen auf dem Boden.

Endlich hustete der Meierfriz sogar.

Auch der Müllerhans hustete.

Der Meierfriz räusperte sich.

Auch der Müllerhans that dasselbe.

„Hm!“ sagte der Meierfriz.

„Hm!“ gab ihm der Müllerhans zurück.

„Wo er nur bleibt?“ murmelte der Erstere.

Der Müllerhans sah den Nachbar ob seiner Courage ganz erstaunt an, ward aber dadurch ermutigt, ebenfalls lauter herauszugehen. „Man könnte ja die Sache auch ohne ihn abmachen,“ murmelte er.

„Ja wohl, das könnten wir. Wenn's Euch also gefällt —“

„Hm!“

„Wenn's Euch recht ist — Hm!“

„Mir ist's schon recht.“

„Mir auch.“

„Es thut mir leid, Herr Nachbar, daß die Vermögens-

umstände —“

tasche auf den Tisch.

„Ich? Ich brauche sie nicht. Ich habe keine Schulden.“

„Ich auch nicht, — nicht den Heller.“

„Wetter, so hat er uns ja belogen,“ fuhr der Meierfriz auf.

Doch schon waren die Stühle einander fast ganz nahe. Dem Meierfriz ward ganz wehmüthig um's Herz. Er merkte was. „Aber es war doch hübsch von Euch, Gevatter,“ sagte er ganz sanft, „daß Ihr mir so bereitwillig beizpringen wolltet.“

„Und Ihr mir! Ich werd' Euch das nie vergessen.“

„Was macht Eure Niece, Gevatter?“

„Ganz wohl, ich danke. Und Eure Käthe?“

„O, ich danke, auch wohl.“

Plötzlich sahen die Weiden ganz an einander. Ihre Hände hatten sich gefaßt, sie wußten nicht wie; sie schauten einander bewegt in die Augen.



Die beiden Männer lagen einander in den Armen und küßten sich.

„Fritz!“ — „Hans!“ schluchzte es plötzlich, und die beiden Männer lagen einander in den Armen und küßten sich, daß es nimmer ein Ende nehmen wollte, und vergossen heiße, heiße Thränen.

Und der Meierfriz faßte dann den Hans mit beiden Händen erst beim Kopfe, dann bei beiden Armen und dann bei der Hand, und ließ sie lange, lange nicht los;

Es war, als ob er die lange Entbehrung wieder einbringen müßte. Und er schob ihm das Haar aus der Stirne und schaute ihm recht wehmüthig innig in's Gesicht. „Mensch,“ rief er aus, „bist Du's denn auch noch, Du böser, lieber Hans? O, wie habe ich mit Dir nur hadern können um der einfältigen Würste willen! Ich war doch ein rechter Narr!“

„Nein, ich war der Narr, guter Fritz! Ich war ein Esel! Denn Du hattest ja doch wohl am Ende Recht: mein Kuchen mag wohl zu hartgebacken gewesen sein.“

„Nein, Du hattest Recht; er war ganz gut, Dein Kuchen, aber ich, ich hatte allerdings meine Würste versalzen.“

„Nein, nein, sie waren ganz gut.“

„Nicht doch, Bruderherz, versalzen waren sie. Mach' mich nicht böse und gib mir das zu!“

Wißlich stand mit fröhlichem Gesicht der Major hinter Beiden, hinter dem Major aber Jacob mit einem Handkorb voll Weinsflaschen.

„Saperment!“ rief der Major. „Sie fangen wohl schon wieder an? Habe meine Noth gehabt, Sie zusammen zu bringen, und nun sollte es von Neuem losgehen? Wollen Sie mir gleich die Würst und den Kuchen in Ruhe lassen? Kommen Sie, trinken Sie lieber eins auf Ihre erneuerte Freundschaft! — Na, wissen Sie nun, warum ich Sie belogen hatte?“

„Sie esler, Sie herzenguter Mann!“ riefen die beiden glücklichen Alten, und in ihrer Herzensfreudigkeit allen Respekt vergessend, fielen sie dem Goelmann um den Hals, als ob er Jhresgleichen wäre.

„Na, erbrüden Sie mich nur nicht,“ rief dieser in scherzendem Unwillen. „Stecken Sie nun beiderseitig Ihre Brieftaschen wieder ein und trinken Sie einmal auf den Schrecken!“

Die beiden Meister ließen sich auch nicht lange nöthigen.

„Heut' begleite ich Dich heim, Fritz,“ sagte der Hans. „Muß sehen, ob da Alles noch beim Alten ist. Sag' mal, alter Junge, hast Du denn den alten ledernen Lehnstuhl noch, auf dem ich gewöhnlich saß, wenn ich bei Euch war?“

„Der lederne Lehnstuhl? Ja, der lebt noch, Hans, und steht noch immer in der alten Ecke.“

„O, wie freue ich mich, 'mal wieder darauf zu sitzen! Und der alte grüne Tisch davor, auf dem wir so manchmal Karte spielten?“

„O, der steht auch noch davor.“

„Wie sehne ich mich, den alten grünen Tisch wiederzusehen! Es wird mir wieder sein, wie damals, — als wir fast nimmer auseinander kamen!“

„Von nun an werden wir auch nimmer wieder auseinander kommen, guter Hans. O, sie werden morgen in der ganzen Stadt Maul und Nase aufsperrn, wenn sie uns wieder beisammen sehen. Doch apropos, unsre Kinder, — der Franz und das Gretchen —“

Indem stürmte das Gretchen herein, die, mit des Majors Erlaubniß, draußen gelauscht hatte. „Vester Vater! Herr Meister! Allerliebster Herr Major!“

Sie lief aber in ihrer freudigen Ungeduld und auf einen Wink des Major sofort wieder zurück, um die ganze Meier'sche und Müller'sche Familie herüber zu holen. Und es kamen denn auch die beiden Mütter mit allen ihren Kindern und die Tante Bärbel dazu. Der Franz, mit kurzen Worten aufgeklärt, war vor Entzücken ganz außer sich, und bat den Edelmann wegen seines unwürdigen Verdachtes gegen ihn tausendmal um Vergebung.

Luftig stangen nun die Gläser, und der Major freute sich beinahe nicht minder, als die Andern, und rief sich in kindlicher Freude einmal über das andre die Hände und schien in diesen Augenblicken ein ganz anderer Mensch zu sein. Er schien Alles Mürrische und Zurückhaltende in seinem Wesen ganz verloren zu haben.

Es war eine Scene voll Jubel und Freude!

Daß Beide, der Meierfriz und der Müllerhans, sich diesmal einen kleinen Haarbeutel antranken und sich muß-

ten von den Jhrligen nach Hause führen lassen, wird jeder billig denkende Leser in der Ordnung finden.

Was soll ich noch weiter erzählen?

Der Meierfriz und der Müllerhans machten den andern Morgen „blau“, — auch wären sie noch gar nicht fähig gewesen, in ihren Geschäften zu arbeiten, so erregt waren sie, — und wurden, zum Erlaunen des ganzen Städtchens, Arm in Arm auf den Straßen gesehen. Sie waren nun wieder gute Freunde, vielleicht noch bessere, als ehemals, tranken von nun an zur höchsten Freude Herrn Erich's wieder zusammen ihr Schöppllein im goldenen Anker, sangen wieder zusammen in der Kirche aus Einem Gesangbuche, rauchten wieder von demselben Tabak und feierten wieder gemeinschaftliche Feste.

Es kam aber heraus, wer sie versöhnt hatte und das trug nicht wenig dazu bei, daß die Buchenhäner den Major Baron von Wallheim achten und lieben lernten.

Und Franz und Gretchen?

Schon wenige Wochen nach jenem Abend wurden sie in der Jacobuskirche von der Kanzel herab verkündigt. „Und wer etwas dagegen einzuwenden hat, der melde sich bei Zeiten!“ Es hatte aber Niemand etwas einzuwenden. Sie wurden ein glückliches Paar, dessen Bund nicht wenig dazu beitrug, die Alten noch inniger an einander zu knüpfen.

Die Hochzeit Franzens und Gretchens fiel gerade in die Zeit, als der Hinkende in Buchenham war, um Grillen und Schmeißmücken zu vertreiben. Das halbe Städtchen war zur Hochzeit eingeladen, und sie mußte deshalb, da es in den Häusern der beiden Meister an Raum fehlte, zur großen Freude Herrn Erich's in dem goldenen Anker gehalten werden. Daß auch der Hinkende mit dabei war, versteht sich von selbst, der Hinkende, der Major und der Pfarrer. Es ging sehr hoch und lustig her.

„Eines freut mich am allermeisten bei diesem Feste, meine hochgeehrt'n Damen und Herren,“ bemerkte der rasolos geschäftig hin und herlaufende Erich.

„Nun, was denn, Herr Erich?“ hieß es.

„Daß diesmal weder der Kuchen zu hart gebacken ist noch auch die Würste versalzen sind.“

Schauderhaste Geschichte, so dem Herrn Expeditionsrath mit Erichinen passiert ist.



Der Herr Expeditionsrath, der, wie der geneigte Leser aus der „Vorsetzung“ weiß, seit längerer Zeit bei dem Bundestage „aggregirt“ ist, damit es endlich vorwärts gehe mit der Anerkennung des Herzogs Friedrich und überhaupt, um ihm auch in andern deutschen Angelegenheiten Risse zu machen, wurde neulich in einem wichtigen diplomatischen Auftrage nach dem Norden abgeordnet und mußte in einem kleinen Städtchen zwischen Halle und Leipzig übernachten. Ueber den Zweck dieser Sendung ist der Hinkende vor der Hand noch nicht berechtigt Aufklärung zu geben und darf er sich jetzt nur so viel anzudeuten erlauben, daß die Zeit nicht fern ist, wo Deutschland staunen wird.

Einstweilen aber, und da die Zeit des Staunens für Deutschland noch nicht gekommen war, saß der Herr Expeditionsrath an einem Seitentische des ziemlich unansehnlichen Gasthauses, an dessen Haupttische eine Gesellschaft ärmlicher Stammgäste eben damit beschäftigt war, die Duppeler Schanzen, welche sie mit großem strategischen Eifer auf dem Wirtstische mit Wirthstische krenntruiert hatten, mit gewohnter preussischer Tapferkeit noch einmal zu erobern und zwar mit nicht viel weniger Hink. Vote 1865.

